

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 34.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 30. August 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Die nächste Nummer 35 erscheint am 13. September.

Priska.

Erzählung von Frida Frein von Bülow.

Nachdruck verboten.

Nicht selten kommt es, daß ein feinfühlig, nervenzarter, geistig hochkultivierter Mensch die Ehe eingeht mit einem unentwickelten, grobgearteten Menschen und daß aus solcher Ehe Kinder hervorgehen, die nur dem einen oder dem andern nachschlagen. Und dann kommt es wohl, daß ein zartbesaitetes Kind in der Gewalt der seiner Art entgegengesetzten Elternhälfte verkrümmt, verkrüppelt oder gar zerbrochen wird! Denn das Kind ist hilflos, wenn man es nicht versteht.

Priska war zehn Jahre alt, da erlebte sie etwas, das wie ein scharfer Frost auf die junge Menschenknospe fiel und dauernde Spuren zurückließ. Sie hatte mit fremden Kindern gespielt und eine Krankheit mit nach Hause gebracht: Scharlach.

Als sie selbst außer Gefahr war, erkrankten die beiden jüngeren Schwestern. Bei diesen trat die Krankheit bösartig auf, und sie starben beide an einem Tag: am Morgen Margrethen und abends die auffallend hübsche und reizende kleine Maria, der Mutter Liebling und ganzer Stolz.

Die Mutter kam von Sinnen vor Schmerz und schrie und jammerte laut. Priska lag im Nebenzimmer in ihrem Bettchen und weinte in die Kopfkissen. Das laute Jammern der Mutter drang ihr durch Mark und Bein. Schwach wie sie war, kroch sie mühsam aus dem Bett und lief auf bloßen Füßchen und im Nachthemden zur Mutter, um sie tröstend zu liebeholen.

Allein die noch junge Mutter, die niemals gelernt hatte, sich zu beherrschen, und noch weniger, sich in die Gefühle anderer zu versetzen, wurde beim Anblick der unschönen, rothaarigen Tochter, die allein ihr erhalten worden, von blindem Zorn ergriffen. Mit einer haßerfüllten Gebärde stieß sie das zärtliche Kind von sich. „Geh mir aus den Augen!“ schrie sie, „ich mag dich nicht mehr sehen! Du hast meine beiden süßen Engel getötet. Ja, du! Du ganz allein hast die abscheuliche Krankheit ins Haus gebracht! Du bist ein Satanskind!“

Das Kind konnte noch nicht überlegen, daß die verzweifelnde und erbitterte Mutter in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit war, in dem sie nicht wußte, was sie sprach; sondern für Priska hatte jedes grausame Wort die Gewichtigkeit eines Richterspruches und traf sie vernichtend.

Unter den Keulenschlägen dieser mütterlichen Worte zerbrach etwas in ihr, was der Mensch im Leben schwer entbehren kann: das stark und frei machende Selbstvertrauen.

Die Schulgefährtinnen riefen ihr entgegen: „Ach, da kommt die Rote! Du, Priska, dein Haar brennt!“

Sie hätte sich gern verkrochen, um nur von niemandem mehr gesehen zu werden. Am liebsten wäre sie gestorben.

„Meber meinem Grab singt ein Vöglein,“ träumte sie manchmal, „und die blühenden Gräser nicken im Morgenwind und flüstern miteinander, und die Menschen haben mich vergessen. Manchmal nur geht der Vater an dem Grab vorüber und fühlt etwas Feuchtes in seinen Augen und

seufzt: „Arme, kleine Priska! Du hast wenig Freude gehabt! Und ich, in meinem engen, schwarzen Sarg, fühle seine Nähe.“

Aber sie durfte nicht sterben, sondern mußte leben und fort und fort Spießruten laufen. Es half nichts, daß sie mit geduckten Schultern und leisen Schritten an den Mauern hinsichtlich — man sah sie immer.

Sie war neu in der Schule und kam mit den Eltern von weit her, wo man einen andern deutschen Dialekt sprach. Und sowie sie etwas sagte, lachten die Kinder. Sie sprach ganz leise, dennoch aber lachten sie.

Sie war in der Bürgerschule der kleinen Stadt die einzige mit einem „von“ vor dem Namen, darum meinten

die andern Mädchen, sie sei „adelstolz“ und mochten sie nicht leiden.

Die arme Priska selber hielt sich für das häßlichste, vernachlässigteste Geschöpf unter der Sonne und scheute sich nur vor dem Beachtetwerden.

Wenn Priska aus der Schule kam, mußte sie Hausarbeit verrichten wie eine kleine Dienstmagd. Das kannte sie aber nicht anders, und sie beklagte sich nie. Denn es schien ihr natürlich, daß sie that, was sie konnte, da auch die Mutter den ganzen Tag arbeitete.

Nur daß sie ein „Satanskind“ war, schuldig an dem Tod der schönen Schwestern, das verbitterte ihr das Leben überall. Jede Härte, jede Ungerechtigkeit, jeden Schimpf nahm sie als etwas ihr Zukunftmendes und litt doch daran, wie so hoffnungslos nur ein zartes, hilfloses Kind leidet.

Aber sie hätte gern alles Leiden auf sich genommen, wenn sie nur den Vater glücklicher gewußt hätte. Der Vater war ein Dichter. Ein ganzer Band gedruckter Gedichte stand im Bücherregal, und alle diese Gedichte hatte er selbst ausgedacht. Priska las manchmal heimlich darin, und viele konnte sie auswendig. Sie waren das Schönste, was sie sich vorstellen konnte.

Auch Geschichten hatte der Vater geschrieben. Früher bekam er auch Geld für seine Bücher, und da war die Mutter mit der Schriftstellerei zufrieden. Aber in den letzten Jahren hatten die Verleger fast garnichts mehr geschickt.

Nun mußten sie alle ausschließlich von der kleinen Gutsrente leben, die der älteste Bruder, der auf dem Familiengut saß, dem Vater auszahlte. Die reichte leider nicht weit — da hieß es: Sparen.

Erst wurde die Köchin abgeschafft, dann später, als Priska älter war, auch das Kindermädchen. Die Mutter besorgte allein das Hauswesen, und Priska hütete in ihren Freistunden die beiden kleinen Brüder.

Das harte Leben machte die Mutter zänkisch und bitter. Der Vater saß und schrieb, und seit dies so gut wie nichts mehr einbrachte, nannte sie es: „Dem lieben Gott den Tag stehlen.“ Freilich klammerte auch sie sich noch an die Hoffnung, daß es vielleicht doch wieder einmal „glücken“ könnte.

Er konnte aber nicht mehr schreiben, was die Leute lesen wollten, keine Marktware; er konnte nur schreiben, was ihm der Genius eingab, und das mochten nur wenige lesen.

Der Vater sagte zwar, grade diese Wenigen seien es, auf die es ankäme. Das begriff aber die Mutter nicht und nannte den Vater unpraktisch und thöricht. Und sie begriff auch niemals, warum er das Unmüße konnte und das Nutzbringende nicht.

Wenn sie sich den ganzen Tag abgearbeitet hatte und er mit verträumten, weltfremden Augen aus seiner Schreibstube kam, dann floß die Bitterkeit bei ihr über, und sie sagte ihm Dinge, die ihn blaß machten. Häßliche, kränkende Worte, die wie Tropfen schwarzen Giftes auf das Herz fallen und brennend weiter freissen.

Wenn er aber auffahren wollte, fiel sein Blick auf ihre abgearbeiteten Hände und abgetragenen Kleider, und er verstummte gramvoll. — Das alles sah Priska.

An Sommerabenden, wenn die kleinen Geschwister zu Bett gebracht waren und draußen die lange, weiche Dämmerung webte, schlüpfte Priska hinaus auf den alten Kirchhof. Hier saß sie auf einer bröckelnden Steinmauer. Hier war es schön. Nirgends wucherten die Blumen und das Gras so ungeföhrt wie hier. Nirgends war es so menschenficher. Denn die Leute hatten nichts auf



Elegante Herbsttoilette.

Beschreibung Seite 403.

dem alten Kirchhof zu suchen; auch sagten sie, es gehe dort um.

Priska mußte das besser. Der stille, blumenduftende Kirchhof, wo die Heimgen zirpten und die Hummeln summt und die Vögel fangen und die silbernen und kupferfarbenen und rosenroten Rippen des blühenden Grases leise im Sommerwind zitterten — das war ihr eigenes Reich.

Ihr ausgewachsenes Rattunröckchen zog sie wie ein Mäntelchen über die Schultern, um es zu schonen. Denn die grüne, sammetne Moosflechte, die die Mauer überdeckte, machte Flecken, wenn man darauf saß. Ihre goldroten Zöpfe löste sie, daß der feine Haarmantel ihr wie lauter Goldstrahlen um das Gesichtchen hing. Und wenn sie ihre kleinen Hände ausstreckte, schimmerten sie in perlmutterner Weiße. So etwas Zartes, Weißes gab es garnicht wieder. Alle grobe Hausarbeit konnte dieser Haut nichts anhaben.

Und dann träumte sie, daß sie schön sei! Schöner als alle die Schulmädchen. So schön und fein und königinhaft wie die idealen Frauen in des Vaters Büchern.

Zuweilen durchbrauste der Wind die Wipfel der alten Kiefern und Birken, daß es wie ferne Orgeln anzuhören war. Sie sang dann — leise — auf den Wohlklang der eigenen Stimme lauschend.

Diese Stimme war wie eine Seele, eine gefangene Seele, die sich durch die Fenstergitter drängte, der Freiheit entgegen, sehnsüchtig klagend, jauchzend, triumphierend und leise, leise verfallend wie in weiter Ferne, ähnlich dem Wind.

Und sie träumte, daß sie in einem weiten, weißen Schloß wohnte mit ihrem Vater. Sie war die Herrin des Schlosses; aber alles beugte sich vor der Geisteshoheit ihres Vaters und diente ihm. Wenn er traurig war, sang sie ihm wundervolle, ruhebringende Lieder. Wenn er denken wollte, saß sie schweigend in seiner Nähe, ohne daß er sie sah, als Wächterin seiner heiligen Stille. Nie durfte ein roher Laut seine Dichterträume stören. Nie durften die verhassten Störungen der Alltagsorgen in die hohe Sphäre seines Geisteslebens dringen. Sie machte gut! O, wie sie wachsen würde! . . .

Dieser Traum war ihr Paradies.

Priska war fünfzehn Jahre alt geworden und wurde konfirmiert. Damit nahm die Schulzeit ein Ende. Seit einiger Zeit konnte sie das Kindermädchen ganz ersetzen. Sie that es willig und mit endloser Geduld, weil sie die beiden eigenwilligen, kleinen Brüder zärtlich liebte. Aber ihre Zärtlichkeit war melancholisch verhalten und scheu; denn sie konnte nie ganz das Gefühl los werden, daß sie eine vom Schicksal Gezeichnete sei, die ihren Lieben Unglück bringe.

Manchmal, wenn sie mit einem Paß Kinderwäsche durch das Zimmer ging, fühlte sie, wie des Vaters Blicke mit etwas wie Staunen auf ihr ruhten. Er zog sich immer mehr in seine Gedankenwelt zurück, sah nicht, was um ihn her vorging, und hörte nicht, was vor seinen Ohren gefagt wurde.

Priska sah es seinen Augen stets an, wenn er nicht mehr bei ihnen weilte, sondern im Traumland. Aber manchmal leuchtete es in diesen Augen auf wie ein jähes, schreckdurchbebt oder staunendes Erwachen.

Und die Mutter schalt fort und fort und klagte und schwazte und lachte kindisch durcheinander, wie grade der Augenblick Anlaß gab.

Priska besaß jetzt unter ihren Altersgenossinnen einige schwärmerische Anhängerinnen, die sich ihre Freundinnen nannten. Einige der klügeren Mädchen hatten nämlich jetzt entdeckt, daß die stille, verträumte Priska interessant sei, und nach der übertreibenden Backfischart für sie zu schwärmen angefangen.

Priska verwunderte sich höchlichst über dies Phänomen; sie nahm die ihr dargebrachten kindischen Huldigungen mit lächelndem Staunen hin und erwiderte sie mit einer scheuen, sehr zarten Zuneigung.

Einmal, als sie bei einer Freundin zur Geburtstagschokolade eingeladen war, traf sie dort einen jungen Verwandten der Familie, den man Richard nannte. Er war Student.

Priska sah ihn kaum an, obwohl er ihr recht gut gefiel. Aber es wäre ihr sehr ungeschicklich erschienen, einem fremden, jungen Mann keck ins Gesicht zu sehen.

An diesem Tage blieb sie auf das Drängen der Freundin länger als die andern jungen Mädchen, und als sie sich endlich lösmachen konnte, dämmerte es bereits.

Da fragte der höfliche Richard, ob er sie nach Hause geleiten dürfe. Sie erröthete bis unter die Stirnhaare, sagte aber „ja“, weil sie nicht wagte, ihn durch ein „nein“ zu verletzen.

Als sie nebeneinander die Gasse hinauf gingen, sagte der junge Mann: „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie mir sehr aufgefallen sind heute, unter all den andern jungen Damen?“

„Wie denn?“ fragte Priska mit gesenktem Blick.

Der junge Mann schweig einen Augenblick, wie überlegend. Dann sagte er: „Als ob Sie aus einem andern Stoff gemacht wären, einem viel feineren.“

Priska horchte auf. Dann, als Abschluß einer Gedankenreihe, sagte sie in stillem Ton: „Ich bin häßlich.“ Es kam aus tiefer Ueberzeugung.

Aber der junge Mann rief lebhaft aus: „Im Gegegentheil!“ Auch bei ihm klang es überzeugt.

Da blickte sie zu ihm auf: staunend, leuchtend, erröthend und voll heißer Dankbarkeit.

Seit jenem Abend begegnete sie ihm oft auf der Straße. Dann grüßte er sie jedesmal sehr beflissen.

Sie fühlte bald, daß er absichtlich die Wege ging, die sie zu gehen pflegte. Manchmal traf sie zwei, dreimal mit ihm zusammen auf einem Gang. Er richtete es mit Kunst so ein. Und nun fühlte sie sich mitten in einem Roman. Sie war außerhalb des Elternhauses nicht mehr das häßliche, ungeliebte Satanskind, das nur zur Dienstmagd taugte, sondern eine von des Vaters idealen Romanheldinnen, der der Ritter in Ehrfurcht huldigte.

Der Name „Richard“ kam ihr sehr bedeutungsvoll und schön vor. Manchmal, beim Spülen oder Aufhängen der Kinderwäsche im Grasgarten sang sie: „O Richard, o mein König!“ oder:

„König Richard, Held von Osten,
Sank dein Stern denn schon hinab?“

Das war ungemein romantisch und anziehend. Und sobald sie vor die Hausthür trat, schaute sie unwillkürlich schon nach ihm aus.

Eines Tages sprach er sie an. Warum sie denn garnicht mehr zu seinen Verwandten komme.

Sie sagte aufrichtig, daß sie zu Hause sehr viel zu thun habe, weil die Mutter kein Kindermädchen halten könne.

„Aber wo gehen Sie gegen Abend immer hin?“

Sie zögerte einen Moment. Sollte sie ihren geliebten Zufluchtsort, ihr Einsamkeitsreich verraten? Aber sie gestand es dann doch: „Auf den alten Kirchhof.“

„Den verwarhlosten an der Stadtmauer?“

„Ja.“

„Besuchen Sie ein Grab dort?“

„Ja — nein — alle Gräber. Alles. Es ist mein Zufluchtsort, und ich habe ihn sehr lieb.“

„Aber vor was oder vor wem flüchten Sie?“

Sie besann sich ein wenig. Dann sagte sie: „Vor dem Lauten, Festigen! Vor dem, was nicht zur Ruhe kommen läßt, was uns uns selbst stiehlt und weh thut. Dort ist alles Freiheit und Stille.“ So viel hatte sie noch nicht zu ihm gesagt.

„Darf ich wohl einmal mit dorthin?“ bat er sanft.

Sie senkte den Kopf in scheuem Verstummen.

„Darf ich nicht?“

„Wenn Sie gern wollen,“ kam es zaghaft von ihren Lippen.

Er traf sie irgendwo unweit der alten Kirchhofspforte und ging mit ihr.

Nun saßen sie zu zweien auf der Mauer. Sie war jetzt sechzehn Jahre alt und zog nicht mehr den Kleiderrock wie ein Mäntelchen um, dafür breitete Richard sein großes seidenes Taschentuch da aus, wo sie sitzen wollte.

Und sie fand die Plauderstunden zu zweien doch noch schöner als ihre einsamen Träume. Ein Teil jener Träume verwirklichte sich unter seinen Worten. Sie sah sich schön, gesucht, geliebt, umforgt. Das war wie Frühlingssonnenstrahlen, unter denen die Blüten sich öffnen. Sie erzählte ihm meist von ihrem Vater. Von seinen herrlichen Liedern und Geschichten, die ihn längst zu dem berühmtesten, gefeiertsten Dichter hätten machen müssen, wenn die Menschen-seelen nicht so entsetzlich schwerhörig wären. Sie sagte ihm auch einzelne ihrer Lieblingsgedichte her, leise, monoton und scheu, aber mit einer Stimme, in der Liebe und Andacht zitterten.

Nie hatte der junge Mann etwas gehört, das so zu Herzen ging. Und wenn er das Wort hatte, sagte er ihr seltsam anziehende Dinge. „Sie sind natürlich nicht von jener banalen Schönheit,“ sagte er, „die man als vollendet quittiert, welchem Urteil von keinem widersprochen wird. Aber mit jener Schönheit wissen wir modernen Menschen garnichts mehr anzufangen. Eine Rafaelische Madonna — gut. Eine griechische Göttin — gut. Damit ist alles gesagt und alles erledigt. Wir aber, wir Modernen, sind suchende Menschen! Wir mögen nicht die Schönheit, die uns auf dem Präsentierbrett vorgefetzt wird; wir wollen sie da finden, wo die blöden Augen der Menge sie nicht zu erkennen vermögen. Wir wollen ihre Entdecker sein, verstehen Sie mich?“

„Ein wenig.“

„Die Schönheit des Weibes,“ fuhr er etwas selbstgefällig fort, „empfinden wir am lebendigsten beim Seele gewordenen Weibtum. Darum entzückt uns das Zarte, Zage, Leidende, das Passive, Ueberempfindliche, alles das, was die moderne Frau zu einer tragischen Erscheinung macht.“ So redete er viel, und sie sog seine Zügelngeweisheit mit Wonne ein. Jetzt war das Leben, in dem sie sich wahrhaft lebend fühlte, nur das Zusammensein mit dem klugen Freund.

Er stand vor seinem letzten Semester und wollte Universitätsdozent werden. Litteratur, Aesthetik, Ethik, das waren seine Fächer.

Aber sobald er von seinen äußerlichen Angelegenheiten zu sprechen anhub, fühlte sie ein leises Unbehagen. Es war ihr, als käme da eine Note in ihre Beziehungen, die ihr störend und peinlich war. In sein praktisches Leben konnte sie sich ganz und gar nicht hineinendenken. Auch nicht als Traum.

Zum erstenmal hatte Priska vor den Eltern ein Geheimnis. Sie glaubte nicht, daß die Zusammenkünfte auf dem Kirchhof mit Richard ein Unrecht seien.

Anfangs hatte sie zu Hause davon erzählen wollen, so en passant, ohne sonderliche Betonung. Aber sowie

sie davon anfangen wollte, hatte sich ihrer eine solche Befangenheit bemächtigt, daß sie einfach nicht konnte. Denn sie fühlte deutlich, daß sie seiner nicht ohne Stammelnd und fürchterliches Rotwerden würde Erwähnung thun können.

Und mit der Zeit wurde es natürlich immer schwerer, immer unmöglicher. Es war jetzt schon zu einer geheimen Schuld geworden, und das Geständnis hätte zur Beichte werden müssen.

Mit dieser Erkenntnis schlich sich die Furcht vor dem Entdecktwerden ein. Alles dies lastete und drückte. Sie empfand es wie etwas Erleichterndes, als er davon sprach, daß er nun leider nach seiner Universität zurückreisen müsse.

„Nur noch ein halbes Jahr!“ tröstete er sich selbst und sie.

In der Nacht vor Richards Abreisetag war ein Hausball bei der Beamtenfamilie, die die Etage über Priskas Eltern bewohnte. Da die Mutter viel zu mitteilungsbedürftig war, um nicht längst mit allen Nachbarinnen intim zu sein, war auch sie mit Priska eingeladen.

Von diesem Ereignis hatte Priska dem Freunde erzählt. Und Richard, der nicht bei der gastgebenden Familie verkehrte, mußte es doch einzurichten, daß auch er eine Einladung erhielt.

„Denn ich muß durchaus einmal mit Ihnen Walzer tanzen, Fräulein Priska,“ sagte er zu ihr und sah sie dabei seltsam leidenschaftlich an.

Sie empfand seinen Blick in allen Nerven. Er verfolgte sie; die Erinnerung durchschauerte sie und verfestigte sie in eine angstvolle Spannung. Sie erwartete, sie wußte nicht was. Aber sie fühlte, daß ihre Freundschaft mit dem jungen Mann in ein neues Stadium trat. Und sie zitterte vor diesem Neuen, das in den Tiefen ihres Wesens ahnend dämmerte.

Wie eine Traumwandlerin ging sie umher und vergaß und verwechselte alles, sodaß die Mutter mehr als je schelten mußte.

Aber die harten Worte, die dem empfindsamen Mädchen sonst so weh thaten, schwirrten wirkungslos an ihr vorüber, wie etwas, das sie nichts anging. Ihre Seele war viel zu sehr mit dem Lebensrätsel beschäftigt, dem sie zum erstenmal mit scheuem Blickeln in die Spinnraugen sah. Einzelne von des Vaters Liebesliedern lagen ihr im Ohr und bekamen mit einemmal einen ganz neuen Sinn. Sollte ihr — jetzt — in der Gestalt des guten Richard nahen, was sie viel ferner und romantischer geträumt? — Und plötzlich barg sie das erglühende Gesicht in den Händen und murmelte vor sich hin: „Nein, nein! Noch nicht jetzt! Bitte — nicht!“

Es war der Tag des Ballfestes.

So schnell, meinte Priska, seien die Stunden noch nie geeilt. Die Viertelstunden, deren Berrinnen die nahe Kirchturmuhren angab, jagten einander förmlich. Immer quälender bemächtigte sich ihrer die Angst vor dem unbestimmten Etwas, dem Wendepunkt, der gewiß kam und den sie so gern abgemendet hätte.

Werner, das jüngste Brüderchen, hustete und siebete etwas. Sie, die sonst so sorglich über den Knaben wachte, bemerkte es garnicht, so sehr war sie mit ihrer dunklen Bangigkeit beschäftigt.

Der Abend kam. Mutter und Tochter kleideten sich in der gemeinsamen Kammer für das Fest an.

Auf einmal klopfte der Vater heftig an die verschlossene Thür und rief die Mutter beim Namen.

„Was denn? Was denn?“

„Der Werner hat glutheiße Bäckchen und röchelt etwas. Ich fürchte, es ist wieder ein Bräuneanfall.“

Die Mutter, die sich eben von Priska die Taille ihres unmodernen Atlaskleides zuschnüren ließ, fuhr zornig auf. „Natürlich! Du kannst uns ja nichts gönnen! Arbeiten soll man, arbeiten, arbeiten tagaus, tagein. Kommt aber endlich mal ein Vergnügen, so wird rasch aus 'ner Maus ein Elefant gemacht, um es uns ja zu verderben! Wenn du nur ungestört deine unnützen Verse schreiben kannst, die doch kein vernünftiger Mensch lesen mag, dann können wir Magd spielen in einem fort. — Ach, wenn ich doch nie geheiratet hätte!“

„Mama!“ beschwichtigte Priska.

Aber die Mutter fuhr fort: „Laß mich! Ich war eben bei Werner; er ist ein wenig erkältet wie gestern. Hat der Papa sich gestern darum aufgeregt? Bewahre! Das fällt ihm nur heute ein, weil er ja doch nicht erträgt, daß wir auch mal ein Vergnügen haben.“

Sie hatte die Thür geöffnet und funkelte den Vater mit zornigen Augen an.

Priska sah hilflos in das gramvolle, blasse und milde Gesicht des Vaters. Auf einmal kam ihr ein erlösender Gedanke. „Mama!“ sagte sie eifrig und dringend, „geh du allein und laß mich beim Werner bleiben. Ich mache mir so wenig aus dem Tanzen.“

Der Vater blickte in tiefer Rührung auf seine Tochter. Wie sah sie anziehend und ungewöhnlich aus! In dem ausge schnittenen, fast ärmellosen, weißen Mullkleid trat das perlmutterne, durchsichtige Weiß der Schultern und Arme blendend hervor. Dazu der goldene Haarschimmer und das beseele, zarte Gesichtchen — heute mußte sie alle bezaubern! Konnte die Mutter es übers Herz bringen, das Erbieten des Kindes anzunehmen? — „Jede noch so unscheinbare Pflanze hat einmal eine Zeit der Blüte,“ dachte der Vater weiter, „meine arme, kleine Priska blüht grade jetzt — vielleicht nur jetzt!“

Aber die Mutter dachte nicht über Priska nach. Sie fühlte sich um ihr rechtmäßiges Teil Lebensfreude betrogen und ergriff die seltenen Gelegenheiten, etwas von dem Versäumten nachzuholen, mit der Eier eines Ueberhunger-

Dies freilich fühlte sie mehr, als daß sie es sich klar aussprach. Und ohne Widerspruch und ohne Bedenken nahm sie den Vorschlag Priskas an.

Es giebt eine Blume: die Königin der Nacht. Die öffnet nur ein einziges Mal ihren strahlenden Kelch und blüht und duftet — eine einzige, kurze Nacht. Wenn der Morgen graut, schließt sie sich für immer.

Es war eine sternklare Oktobernacht. Weiße Nebel lagen auf dem feuchten Grund, daß die Wiesen, die an die Stadtmauer grenzten, einem See gleichen. Darüber stand der Mond.

Unten im Hof des alten Stadthauses plätscherte unermüdet ein laufender Brunnen. Und im zweiten Stock siedelten unermüdet die vier gemieteten Geiger Walzer- und Polkamelodien in scharf betontem Rhythmus.

Im Hinterzimmer, wo die Kinder schliefen, spürte man das Schleifen und Schüttern der oben Tanzenden nicht so aufdringlich wie vorn.

Eine Petroleumlampe brannte dort hinter einem grünen Lichtschirm. Vater und Tochter wachten gemeinsam am Bettchen des fiebernden Knaben. Sie legten feuchte Umschläge auf und gaben Arznei ein und ließen das Kind gurgeln. Dabei schlichen sie auf leisen Sohlen durchs Zimmer und tauchten mit halber Stimme liebe Worte.

Etwas unendlich Zartes, Weiches und Stilles war in ihrer Stimmung. Mit der Mutter schien alles Herbe, Laute und Nüchterne die Räume verlassen zu haben.

Zurückgeblieben war ein großer Frieden. „Jrgendwo schläft der Sturm,“ fühlten die beiden, „still nur, still! Daß wir ihn nicht wecken!“

Wenn Priska sich über das Brüderchen neigte, glitt oft des Vaters schlanke Gelehrtenhand liebevoll über den goldenen Kopf. Dann fing sie leicht die liebe Hand und preßte ihre Rippen darauf.

Stumm und still saßen sie dann in dem Halblicht bei einander, und ihre Herzen flossen über von Liebe. „Jetzt sind wir in meinem Schloß,“ träumte Priska, „er und ich allein mit den lieben, schlafenden Kindern. Weiße, herrliche Säle dehnen sich ringsum, von tausend Kerzen erhellt. Hundert Diener harren unsrer Winke. Nichts regt sich. Ferne tönt Musik, für ihn. Und ich wache über ihn, über seine Stille. Wir leben ein Gedicht!“

Der Anfall des Kindes war wirklich nicht böseartig. Den kühlenden Kompressen wich das Fieber; das Köcheln, das den Vater so erschreckt hatte, ging allmählich in ruhiges Atmen über. Endlich schlief Werner ganz friedlich ein.

Oben gingen Thüren. Man hörte Schritte und Stimmen im Treppenhaus.

Der Vater zog Priska leise an sich und küßte sie auf die Stirn. „Geh jetzt schlafen, Kind,“ sagte er innig, „ehe die Mutter kommt.“

„Gute Nacht, Vater.“ „Gute Nacht, mein Liebling,“ sagte er leise und traurig und streichelte sanft ihr Haar.

Ihr Herz war zum Zerspringen voll. „Vater!“ flüsterte sie, „ich habe dich so lieb!“

Dann gingen sie so rasch auseinander wie ein heimliches Liebespaar; denn beide wußten, daß es einen Mißklang geben würde, wenn die Mutter käme und sie noch beisammen träfe.

(Schluß folgt.)

Die Chemie im täglichen Leben.

Von K. v. Mittelstädt.

Nachdruck verboten.

Unser ganzes Dasein beruht auf den chemischen Umwandlungsprozessen, die sich ununterbrochen in unserm Körper vollziehen. Ehe noch die Magenfrage bei unserm Eintritt in die Welt sich geltend macht, beginnen in unserm Körper schon mit dem ersten Atemzuge die chemischen Vorgänge, d. h. diejenigen Erscheinungen, die eine Umgestaltung und Veränderung einer Substanz in eine neue hervorrufen. Das Atmen der Menschen und Tiere ist eine Art Verbrennung, eine Zersetzung ohne Feuererscheinung. Genau so wie die Flamme erlischt, wenn man ihr die sauerstoffhaltige Luft entzieht, so auch unser Leben, wenn wir den für die Atmung notwendigen Sauerstoff nicht vorfinden.

Die Voraussetzungen, die dieser wichtigen Lebensfunktion zu Grunde liegen, sind so bekannt und werden glücklicherweise von der Natur in so freigelegter Weise gespendet, daß sie einer näheren Erörterung kaum bedürfen. Anders verhält es sich mit einer zweiten, gleich wichtigen Lebenserscheinung: der Ernährung.

Unser Körper ist einer Dampfmaschine vergleichbar, die sozusagen stets geheizt werden muß, um ihr Arbeitspensum ausüben zu können. Jede Thätigkeit, sei es eine körperliche oder eine geistige, erfordert eine Kräfteabgabe, und die Lebensenergie würde bald erschöpft werden, wenn der Körper nicht fortwährend für neuen Kräftezuwachs sorgte. Die zu diesem Zweck notwendige Nahrung wird nach ihrer Aufnahme in den Körper unter Beihilfe von chemischen Bestandteilen, die sich in unserm Speichel und den Magendrüsen befinden, vermittelst des Sauerstoffs, den unser Blut aufnimmt, und des im Körper

befindlichen Wassers zerlegt und als Bau- und Heizmaterial verwendet.

Durch den Verbrennungsprozeß bei der Atmung wird die nötige Wärme — 37 Grad Celsius — erzeugt, die erforderlich ist, um die menschliche „Maschine“ im Gange zu erhalten. Denn wenn wir auch keine äußere Muskelthätigkeit ausüben und unser Gehirn sich im Ruhezustand befindet, so verrichtet doch die Lunge beständig ihre Atmungs-, der Magen seine Verdauungsarbeit, strömt doch der Körper fortwährend Wärme an die umgebende Luft aus, besonders im Winter und im kälteren Klima, macht doch das Blut in zehn Sekunden den gewohnten Kreislauf durch den ganzen Körper u. s. w.

Auch zum Aufbau und zur Ergänzung der Gewebe brauchen wir immer neue Säfte. Selbst wenn wir längst über das Wachstum hinaus sind, findet noch eine stetige Zellergänzung statt; besonders in Krankheitsfällen, bei Verwundungen, Knochenbrüchen und dergleichen. Schon äußerlich nehmen wir z. B. wahr, daß dem gesunden Menschen die Nägel weiter wachsen. Ebenso, daß das ausgefallene Haar stets durch neues ersetzt wird. Sonst gäbe es ja lauter Kahlköpfe, da die Lebensdauer des einzelnen Haares durchschnittlich nur drei Jahre beträgt. Und wenn sich nicht genügender Haarfärbstoff, kein Pigment mehr in unserm Blute bildet, dann wird das Haar eben grau oder weiß.

Unre Nahrungstoffe, die sich in ihren Hauptbestandteilen aus den Elementen der Luft aufbauen, lassen sich chemisch in fünf Gruppen ordnen: in Eiweißstoffe (stickstoffhaltige Substanzen), in Fette, in Kohlenhydrate (Stärke, Zucker und Del), in Wasser und in Mineralstoffe. Obgleich wir alle vorhandenen Nahrungsmittel in diese fünf Hauptklassen einreihen können, so ist doch ihre Zahl, Mannigfaltigkeit und Geschmacksverschiedenheit außerordentlich groß. Einen besonders weiten Spielraum nehmen die Geschmacksdifferenzen ein; denn auf dem Gebiete der Ernährung sind die sozialen Verhältnisse, die Rationalität und das Klima von ebenso weitgehender Bedeutung wie bei allen andern Lebensbedürfnissen des Menschen. Notwendig für jeden ist es nur, daß er so viel an Nahrungsmittel aufnimmt, wie die Erhaltung seines Körpers und seiner Lebensfunktionen erfordert.

In erster Reihe sind zu unserer Ernährung die Eiweißstoffe erforderlich. Diese sogenannten Proteinstoffe oder Blut- und Fleischbildner sind stickstoffhaltige Substanzen, die sich ursprünglich in den pflanzlichen Körpern gebildet haben und durch deren Genuß in den tierischen und menschlichen Körper übergehen. Sie verwandeln sich hier wieder in Eiweißstoffe, wiewohl in anders geartete, als die pflanzlichen waren, und dienen dem Körper zum Aufbau seiner Organe und Gewebe. Unter den dem Tierreich entnommenen Eiweißstoffen unterscheiden wir drei Abarten: das Albumin, Fibrin und Casein. In der Milch, den Eiern und allen Fleischarten (nicht nur der Säugetiere und Vögel, sondern aller Lebewesen) sind diese Proteinstoffe reichlich vertreten. Ursprünglich rührte die Benennung „Eiweißstoff“, wie der Name besagt, vom Eiereiweiß her, hat dann aber in der Chemie eine weitergehende Bedeutung gefunden.

Mit Ausnahme sehr weniger Lebensmittel, wie der Eier, der Milch, der Früchte, die wir roh essen können, müssen wir alle andern erst dem Kochen, Backen oder Rösten unterziehen, um sie für uns genießbar zu machen. Daß wir die Speisen zu kochen haben, weiß ein jeder. Auch wie gekocht werden muß, jagt uns jedes Kochbuch und jede Köchin. Würde man aber hundert Hausfrauen die Frage vorlegen: „Was ist Kochen, und weshalb kochen wir?“ — so würde kaum eine von ihnen imstande sein, sie zu beantworten. Das Wesen und der Zweck des Kochens besteht, kurz gesagt, darin, daß wir die unzähligen, nur mit dem Mikroskop wahrnehmbaren Zellen, welche die Nahrungsmittel bilden und diese durch ihre feste Struktur viel zu hart und deshalb in rohem Zustande für uns ungenießbar machen — daß wir also alle diese Zellen durch Einwirkung von Hitze so lange erweitern, bis die Zellenwände platzen und die Speisen infolgedessen weich und verdaulich werden.

Von Natur am leichtesten genießbar ist die Milch, das erste Lebensmittel des kleinen Weltbürgers. Sie enthält alle Nahrungstoffe, deren der menschliche Organismus bedarf: Eiweißstoff, Fett, Zucker, Wasser und anorganische Substanzen. An der Milch können wir die verschiedensten chemischen Vorgänge täglich in unserm Haushalt beobachten. Lassen wir sie z. B. roh einige Zeit stehen, besonders im Sommer, so gerinnt sie und wird sauer. Dasselbe geschieht, sobald sie mit irgend einer Säure in Berührung kommt, während dieser Prozeß durch das Kochen aufgehalten wird. Das Sauerwerden der Milch vollzieht sich dadurch, daß der in der Milch befindliche Zucker unter Einwirkung eines in der Luft vorhandenen Pilzes, des Milchsäurebazillus, in Gärung übergeht. Die Landfrauen wissen, daß sie das Sauerwerden beschleunigen können, wenn sie ein Stück der Schleimhaut eines Kalbermagens in die Milch thun; denn diese Haut enthält ebenfalls Milchsäure. Beim Gerinnen oder Sauerwerden der Milch trennt sich zunächst der Eiweißstoff als flockige, weiße Substanz, „Casein“, von den Molken. Bei längerem Stehen der Milch dringt auch das Fett nach oben. Schüttelt man diese Sahne tüchtig durcheinander, wie es beim Buttern geschieht, so platzen die Fettkügelchen, vereinigen sich und gehen aus dem bisherigen flüssigen in einen festen Zustand über: es bildet sich die Butter.

Interessante chemische Prozesse können wir auch täglich an dem Ei wahrnehmen. Bei diesem, seines Stickstoffreichthums wegen ebenfalls sehr wichtigen animalischen Lebensmittel unterscheiden wir mit dem Auge zwei Hauptbestandteile: das Eiweiß und das Dotter, während es, chemisch betrachtet, außer der Eiweißsubstantz, dem Albumin, noch Fett, Schwefelwasserstoff und verschiedene Salze enthält. Vom Fettgehalt des Dotters überzeugen wir uns schon, wenn wir ein Stück gekochtes Eigelb zwischen Papier zerreiben; es bleibt alsdann ein Fettspek zurück. Auch den Schwefelwasserstoff erkennen wir leicht an dem eigentümlich-unangenehmen Geruch gekochter Eier und an dem Schwarzwerden der silbernen Löffel, mit denen wir sie gegessen haben. Unter Einwirkung von Hitze vollzieht sich rasch ein bekannter chemischer Prozeß: das Eiweiß gerinnt und verwandelt sich in eine harte, unlösliche Masse.

Wie beim Ei, so besteht auch beim Fleisch der Hauptnahrungswert im Stickstoffreichthum, den das Blut und die Fleischsaft enthalten. Der chemische Prozeß des Gerinnens vollzieht sich beim Blut, sobald es den lebenden Körper verläßt, wie sich wohl jeder schon beim Schlachten von Tieren überzeugt hat.

Je plötzlicher und stärker wir das Fleisch dem chemischen Prozeß, der sich täglich in der Küche vor unsern Augen abspielt, unterwerfen, d. h. je größer die Hitze ist, der wir es beim Ankochen oder Anbraten aussetzen, desto schneller gerinnt das Eiweiß an der Oberfläche, bildet sozusagen eine Kruste und hält damit den stickstoffhaltigen Fleischsaft zurück. Jede gute Köchin weiß dies und setzt deshalb das Fleisch gleich mit kochendem Wasser auf oder brät es rasch in siedendem Fett. Beim Kochen von Fleischbrühe tritt der Eiweißstoff aus dem Fleisch heraus und schwimmt in Gestalt von grauen Flocken im Wasser umher, setzt sich dann am Kochgefäß fest oder bleibt beim Durchgießen der Bouillon im Siebe zurück.

Aus diesem Grunde ist auch der Nährwert der Bouillon viel geringer, als man gemeinhin annimmt. Die kräftigste Fleischbrühe hat nämlich in Wirklichkeit nicht mehr als zehn Prozent Nährwert, das übrige ist Wasser, und die Bouillon ist daher lediglich als ein wohlgeschmeckendes, den Appetit anregendes Genußmittel zu bezeichnen.

Außer dem Eiweiß enthält das Fleisch noch verschiedene andre, für unsere Ernährung wichtige Substanzen, wie Fett, Fleischsäure, Salze, Fleischzucker, Milchsäure und auch Leim. Dieser findet sich in allen Knochen, Knorpeln und den Bindegeweben vor. Beim Kochen löst sich der Leim, teilt sich dem Wasser mit und verleiht ihm die Fähigkeit zu gelatinieren. Dieser Eingehalt der Knochen wird z. B. beim Zubereiten von Sülzen oder Gallerten von den Köchinnen sehr geschätzt.

Gleich den animalischen Nahrungsmitteln enthalten auch die Pflanzen drei Arten von Eiweißkörpern: Pflanzenfibrin, auch Kleber genannt, Pflanzenalbumin und Legumin. Kleber befindet sich z. B. unter den Hülsen aller Getreidearten, und deshalb bilden die beim Mahlen entfernten Schalen der Roggen- und Weizenkörner noch ein sehr gutes Futter für unsere Haustiere. Beim Kochen wird auch das pflanzliche Albumin zum Gerinnen gebracht. Das Legumin, für das Auge unsichtbar, wird durch Einwirkung von Säuren rasch gelöst und dadurch leichter verdaulich gemacht. Aus diesem Grunde setzen wir, meist wohl unbewußt und bloß des besseren Wohlgeschmacks wegen, den Linen und Bohnen Essig hinzu, und die Erbsen essen wir gern mit Sauerkohl, womit wir das gleiche chemische Experiment ausüben.

Die für unsern Lebensprozeß wichtigste Fähigkeit der im Pflanzen- und Tierreich vertretenen Fette ist ihr Vermögen, Wärme zu erzeugen. Daher bereiten wir die Nahrung im Winter fettreicher als im Sommer, und aus demselben Grunde genießen die Polarbewohner Leberthran u. dergl.

Von gleicher Bedeutung für die menschliche Nahrung sind die organischen Verbindungen von Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, die als Stärke, Zucker, Pflanzen- oder Holzfasern Bestandteile unserer Nahrungsmittel bilden. Den letzteren gehören z. B. die Schalen der Hülsenfrüchte und Getreidekörner an, die unverdaulich sind. Besonders starkhaltig sind Kartoffeln, Getreide und Hülsenfrüchte, die zumeist erst unter Anwendung eines bestimmten Wärmegrades und durch Zufügung von Hefe oder Sauerteig genießbar und schmackhaft werden. Ein wichtiger chemischer Prozeß vollzieht sich z. B. beim Brotbacken. Gleich dem Milchsäurebazillus, den wir beim Sauerwerden der Milch erwähnten, findet sich in der Luft noch ein andrer Pilz, der Hefebazillus, vor, der die Vergärung des Zuckers bewirkt, d. h. ihn in Alkohol und Kohlenäure zerlegt. Da auch Roggen, Weizen, Gerste u. s. w. Zucker enthalten, findet also der Hefebazillus den nötigen Stoff zur Gärung in jedem Mehlteig vor. Während des Gärungsprozesses suchen nun die beiden Gase, Alkohol und Kohlenäure, aus der Teigmasse zu entweichen und füllen sie über und über mit kleinen Blasen an, wodurch die wünschenswerte Lockerung des Teiges bewirkt wird.

Will man einen Teig ohne Hefe lockern, so fügt man auch wohl Eiweiß hinzu, das man zu Schnee geschlagen hat; hier ist die Luft, die hinzugefügt wird, in kleinen Bläschen vom Eiweiß eingeschlossen, und diese rufen die vielen kleinen Lufträume in den Speisen hervor, die diese erst verdaulich machen.

Auf dem chemischen Prozeß der Verwandlung von Stärke in Zucker beruht das Reifen der Früchte. Wärme begünstigt diesen Prozeß; deshalb sind in einem warmen Sommer alle Früchte viel süßer als in einem kalten. Doch auch durch das Sinken der Temperatur unter 0 Grad findet eine Umwandlung von Stärke in Zucker statt. Erfrorenes Obst und Gemüse schmeckt widerlich süß, und daß die Kartoffeln erfroren sind, merken wir meist weniger an ihrem Aussehen als an diesem süßlichen Geschmack. Zuckerhaltig sind übrigens alle Pflanzen, auch Roggen, Weizen, Kartoffeln, selbst die sauren Kirschchen und die Johannisbeeren.

Das für unsern Lebensprozeß erforderliche Wasser führen wir dem Körper mit allen Lebensmitteln zu. Der tägliche Wasserbedarf des Menschen beträgt im Durchschnitt sechs Pfund. Den Bedarf an anorganischen Stoffen, wie Eisen, Schwefel, phosphor- und kohlenstoffhaltigen, decken verschiedene unserer Nahrungsmittel; z. B. enthalten die Zwiebel und das Ei Schwefel, die Milch und das Eidotter phosphorhaltigen Kalk u. s. w. Das Kochsalz ist der einzige anorganische Stoff, den wir dem Körper direkt zuführen, und zwar in dem ansehnlichen Quantum von durchschnittlich 22 Gramm an jedem Tage.

Der vorstehende flüchtige Ueberblick zeigt, daß unsere gesamte Ernährung auf chemischen Prozessen, d. h. auf dauernder Verbindung und darauf folgender Umwandlung der Grundstoffe besteht. Aristoteles kannte nur vier solcher Urstoffe; die heutige Chemie kennt schon über siebenzig Elemente, von denen eine ganze Reihe erst in jüngster Zeit aufgefunden worden ist. Die meisten freilich sind ziemlich selten, und nur etwa fünfzehn haben allgemeine Verbreitung und spielen eine Rolle im täglichen Leben.

Aus diesen wenigen Bausteinen also baut sich unsere Existenz, baut sich fast die ganze Welt auf; ein Zeichen dafür, wie unendlich mannigfaltig die Verbindungs- und Verwandlungsfähigkeit der Elemente ist. Die moderne Chemie behauptet immer mehr das Wort des alten Mark Aurel: „Die Natur liebt nichts so sehr als das Vorhandene umzuwandeln.“ Immer gründlicher und tiefer werden ihre Forschungen, immer überraschender ihre Entdeckungen, immer zuverlässlicher auch ihre Erwartungen. Von künstlichen Naturprozessen, künstlichen Lebensmitteln reden und träumen bereits philanthropisch angelegte Chemiker; solange aber nicht der letzte Grundstoff erschaffen und gefunden ist, so lange liegt auch das Problem der künstlichen Ernährung noch in ferner Zukunft.

Andrees Luftfahrt zum Nordpol.

Nachdruck verboten.

Das unerforschte Gebiet des Nordpols lockt die Menschen immer aufs neue in seine eisstarrenden, verderbend drohenden Regionen. Die wiederholten früheren Versuche, während der Sommerzeit vom Lande aus in Schiffen nach Norden vorzudringen, mißlangen zumeist wegen der Kürze der Operationszeit. Da faßte der Norweger Fridtjof Nansen vor einigen Jahren den kühnen Entschluß, das schützende nahe Land zu verlassen, ein eigens konstruiertes eisfestes Schiff absichtlich einzufrieren und durch eine von ihm vermutete Eisströmung über den Nordpol treiben zu lassen. Das Unternehmen hatte zwar nicht den vollen erhofften Erfolg, aber es gelang Nansen doch durch seine beispiellos kühne Wanderung ein Stück des Schleiens, der das Polargebiet deckt, zu lästern und mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute aus dem unwirtlichen Norden wohlbehalten nach dreijährigem Verschollensein heimzukehren.

Noch verwagener ist der in diesem Jahre zur Ausführung gebrachte Plan des schwedischen Luftschiffers Andree, dem die Absicht zu Grunde lag, den festen Boden unter den Füßen ganz aufzugeben und quer durch die Lüfte mit Hilfe eines eigens konstruierten Polarballons den Mittelpunkt des Nordpolgebietes zu erreichen. Diese originelle, fast abenteuerlich erscheinende Idee einer Nordpolfahrt im Luftballon, die zuerst an die Dichtungen Jules Vernes erinnerte, dessen lebhaftes Phantasie bekanntlich einen Gelehrten in vier Wochen in einem Ballon quer durch Afrika führte, ist am 11. Juli dieses Jahres verwirklicht worden. Kaum nämlich hatte Andree, im Februar vorigen Jahres, der Stockholmer Akademie der Wissenschaften seinen Plan vorgelegt, so fanden sich auch Männer, an ihrer Spitze König Oskar von Schweden, die die bahnbrechende Bedeutung des Unternehmens für künftige Forschungen in unbekanntem und schwer zugänglichen Regionen erkannten und in wenigen Wochen die Kosten für die vorgeschlagene Expedition aufbrachten. Namhafte Beträge zeichneten u. a. der verlorbene Dynamiterfinder A. Nobel, der gleichfalls in zwischen verstorbene verdientvolle Freiherr Oskar Dickson und der Ingenieur Lamm. Auch an solchen Männern mangelte es nicht, die sich dem kühnen Nordpol-Luftschiffer als Begleiter anboten und gleich ihm mutig ihr Leben einsetzten, um die Ausführbarkeit einer neuen, gewaltigen Idee zu erproben.

Das Unternehmen, im vorigen Jahre durch widrige Winde vereitelt, ist in diesem Jahre zur That geworden: vom Virgohafen in Spitzbergen aus erfolgte der Aufstieg Andrees und seiner beiden Begleiter Nils Strindberg und Arut Fränkel. Der Ballon „Alder“, der die verwegenen Nordpolfahrer davontrug, war mit 4600 Kubikmeter Wasserstoffgas gefüllt, umfaßte 20 Meter im Durchmesser und hatte eine Höhe von 24 Metern.

Oberingenieur Salomon August Andree, geboren am 18. Oktober 1854 in Grenna am Wettersee, wo sein Vater Apotheker war, besuchte in den Jahren 1871–73 die Technische Hochschule in Stockholm. 1893 begann er seine Thätigkeit als Luftschiffer; seine bemerkenswertesten Reisen sind die über die Ostsee nach Gotland und Finnland. Andree ist groß, kräftig gebaut und hat sehr angenehme, sympathische Züge, die trotz



Gösta Flormann in Stockholm phot.

Salomon August Andree.

der Melancholie, die sich in ihnen verrät, und trotz der treuherzig blickenden graublauen Augen große Energie und Willenskraft bekunden.

Kandidat Strindberg, Sohn eines Stockholmer Großkaufmanns, ist 1872 geboren, hat in Stockholm und Lund Physik und Chemie studiert, im Photographieren sich gut ausgebildet und bereits an zahlreichen Ballonfahrten in Frankreich teilgenommen. Fränkel, 1870 in Karlstad geboren, ist Eisenbahn-Ingenieur und in Terrainuntersuchungen und -Aufnahmen geübt.

Wie man über die Aussichten dieses ersten praktischen Versuches einer Nordpol-Luftfahrt, die doch zum mindesten die Anregung zu neuen Projekten und zu technischen Verbesserungen aller Art geben wird, auch immer denken mag — die Großartigkeit der Idee und der tollkühne Mut des Unternehmers sind sicherlich zu bewundern. Denn in Bezug auf Gewagtheit läßt sich keine frühere Ballonfahrt auch nur annähernd mit diesem Unternehmen vergleichen, bei dem der Flug über völlig unbekannte Gebiete erfolgen mußte und eine Reihe von Hindernissen und Gefahren in Betracht zu ziehen war, die eben nur den Eisregionen des Polarfreies eigentümlich ist. G. D.

Heiderabad.

Hierzu die Illustration: „Das Radfahrerkorps des Nizam“.

Nachdruck verboten.

Das Wunderland Indien, nach dessen unbekanntem Besitz die Völker Europas seit Jahrtausenden streben, stand in jüngster Zeit im Vordergrund des Interesses. Allerdings war der Anlaß kein freundlicher: der schwarze Tod war aufgeföhren von den Ufern des Ganges; aus Bombay und zahlreichen andern Orten kam erschütternde Kunde von dem Wüten der Pest und ihrem bleichen Gefährten, dem Hunger. Die europäischen, zumal die englischen Blätter brachten herzbewegende Schilderungen in Wort und Bild von den Leiden der Eingeborenen tief im Innern des Landes. Nun ist das Elend, wenn auch noch nicht ganz beseitigt, doch erheblich gemildert, und an den indischen Fürstenhöfen beginnen wieder Lebenslust und Lebensfreude ihren Einzug zu halten.

Zu den ältesten und bekanntesten indischen Herrscherthronen gehört Heiderabad, die Hauptstadt des Nizam. Nizam ul Mulk, Ordner des Staates, lautet der stolzbescheidene Titel, den seit Jahrhunderten der Herrscher von Heiderabad führt. Er steht, gleich den andern indischen Fürsten im Innern des Landes, unter englischer Oberhoheit, nimmt jedoch wegen der Größe seines Gebietes in der anglo-indischen Rangliste den obersten Platz ein. Die Hauptstadt Heiderabad zählt heute über vierhunderttausend Einwohner und betreibt bereits ansehnliche Baumwollen- und Papierfabrikation. Inmitten der Stadt steht der Palast des Nizam und der des englischen Residenten. Der Nizam stellt diesem ein von englischen Offizieren befehligtes Hilfskorps von 14 000 Mann, das in der nördlichen Umgebung der Stadt, in Sikanderabad, weite Kantonnements bezogen hat, die insgesamt einen Raum von fünfzig Quadratkilometern einnehmen. Daneben unterhält er selbst noch ein eigenes Heer von 45 000 Mann, das sich aber im großen und ganzen in wenig schlagfertigen Zustande befindet.

Alljährlich präsentieren sich die regulären und irregulären Truppen einmal vor dem Herrscher von Heiderabad und seinem Premierminister, und dieses jährliche Schauspiel hat sich, wie unser Bild zeigt, bereits zu einem Volksfest entwickelt. Es ist dies am fünften Tage des Mohurram, des ersten Monats im persischen Jahr. Zahllose Scharen Neugieriger, Hindu und Engländer, strömen an diesem Tage nach der Hauptstadt; aus den Städten kommen Abgesandte, um dem Nizam zu huldigen. Dieser, heute ein dreißigjähriger Mann, gelangte 1884 mit achtzehn Jahren zur Regierung, die bis dahin sein Minister Sir Salar Dschang selbständig geleitet hatte; ein kluger Staatsmann, dem trotz aller seiner Selbstsucht Heiderabad viel verdankt.

Auch heute ist der Premierminister, gegenwärtig Baif Ali, der eigentliche „Nizam ul Mulk“, d. i. Ordner des Staates. Die Fortschritte der europäischen Kultur verfolgt dieser indische Kanzler mit Interesse und Nutzen; seiner Initiative ist auch das neue, originelle Radfahrerkorps entsprungen, das bei der diesjährigen Parade den Truppen zum erstenmale attachiert war und die hohe Befriedigung des Nizam und der begeisterten Zuschauermenge fand. K. v. M.



Das Radfahrerkorps des Nizam von Heiderabad. Nach einer Momentaufnahme.



Rob. Lenz in Bangkok phot.

König Chulalongkorn von Siam.

Das Herrscherpaar von Siam.

Nachdruck verboten.

Nach Japan ist Siam das erste ostasiatische Land, das sich von den veralteten Gebräuchen und Vorurteilen des Orients loszumachen beginnt. Und die diesjährige Reise des Königs Chulalongkorn nach den Haupt- und Residenzstädten der europäischen Staaten beweist, mit welchem Eifer und Ernst der Herrscher des fernen Reiches des „Weißen Elefanten“ seine Kulturmission anfaßt.

König Chulalongkorn ist im September 1853 geboren. Im Jahre 1868 kam er, kaum fünfzehn Jahre alt, auf den Thron von Siam, nachdem sein Vater, König Mongkut, der dank dem Einfluß katholischer Missionare bereits lebhaftes Interesse an der abendländischen Kultur gewonnen hatte, gestorben war. Während seiner Minderjährigkeit, d. h. bis zur Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres, lebte der junge Fürst in einem Buddhistenkloster, wo er Sprachstudien trieb und sich in die Weisheitslehren Buddhas, in die Geheimnisse des „Santara“-Weltgetriebes und des erlösenden „Nirvana“ vertiefte; ein Regent führte inzwischen die Regierungsgeschäfte. Schon damals bekundete Chulalongkorn durch eine längere Reise nach Indien und den Sundainseln, die zu den Ueberlieferungen seines Landes in schroffem Widerspruche stand, seine große Selbständigkeit und seinen starken Bildungstrieb.

Heute thut der Fürst, was in seinen Kräften steht, um seinem Lande die Fortdauer der von ihm ins Leben gerufenen Regierungsreform zu sichern und seine Nachfolger zu zwingen, in den gleichen Bahnen weiterzuwandeln. Zu diesem Zweck läßt er aus der zahlreichen Kinderschar, deren er sich erfreut, die begabtesten Söhne in Europa erziehen. So hat der Kronprinz Somdetich eine ausgezeichnete Ausbildung in England erhalten; das Gleiche gilt von dem zweitältesten Sohne, dem Prinzen Voripat, der von London auf die Militärschule nach Potsdam kam, während der drittälteste Prinz Abha, der die Schiffsschule in Greenwich besuchte, jetzt als Seefadett auf der Yacht dient, die den König Chulalongkorn in diesem Sommer von seiner Hauptstadt Bangkok nach Italien führte.

Wie in Japan und in China, so herrscht auch in Siam noch die Vielweiberei; doch gelten nur diejenigen Frauen als ebenbürtige Gattinnen des Herrschers, die gleich ihm von königlicher Abstammung sind. Während der Reise des Monarchen, die in der Entwicklung Siams einen neuen, bedeutungsvollen Abschnitt zur Folge haben dürfte, leitet die erste Gemahlin des Königs mit Unterstützung eines Regentschaftsrates die Regierung des Landes. G. D.



E. Pricam in Genf phot.

Der König von Siam und seine vier ältesten Söhne.

Auf dem Zweirad.

Eine ästhetische Plauderei.

Nachdruck verboten.

Wer Gelegenheit gehabt hat, in den Vereinigten Staaten sich an der Schönheit radsahrender Damen zu erfreuen, wird nicht wenig erstaunt sein, in Deutschland so oft bei den Erörterungen über das Radsfahren — die ja zur Zeit den breitesten Raum in den Gesprächen der gebildeten deutschen Gesellschaft einnehmen — vernehmen zu müssen: für Damen sehe das Radsfahren immerhin doch zu häßlich aus. Aber noch viel erstaunter war ich, als mir nur wenige Blicke auf dem Kurfürstendamm zu Berlin zeigten, daß es in der That recht häßlich ausah. Denn nur sehr, sehr selten schwebte einmal eine Dame so elegant und anmuthsvoll von ihrem Rade getragen daher, wie ich es von Amerika her gewöhnt war. Die Thatfache setzte sich in meinem Gehirn fest: Amerikanerinnen sehen zu Rad meistens graziös und anmuthig aus, deutsche Damen vielfach sehr schlecht und unelegant. Mein Nationalgefühl sträubte sich, aber es war so, es war keine Täuschung, die Thatfache ließ sich nicht leugnen.

Was war der Grund? Sollten unsre deutschen Frauen, die so viel bejungen, eine häßlichere Rasse sein? Das glaube ich nicht. Ich erinnere mich, in einem guten anthropologischen Buche das durchschnittliche Körperprofil der Amerikanerin und der Deutschen nebeneinander abgebildet gesehen zu haben; der Vergleich fiel entschieden zu Gunsten der Deutschen aus. Und doch sind die Amerikanerinnen ihrer Schönheit, oder sagen wir wenigstens ihrer reizvollen Erscheinung wegen berühmt. Was ist der Grund? Sie ziehen sich besser an und halten sich eleganter und anmuthiger. Und so ist es auch beim Radeln. Unsre Damen verstehen oft nicht richtig zu sitzen, kleiden sich falsch und halten sich vielfach herzlich schlecht. Darüber möchte ich ein paar Worte sagen, muß aber etwas weit ausholen.

Der weibliche und der männliche Körper sind bekanntlich sehr verschieden, sodaß selbst bei langer, durch Generationen fortgesetzter Pflege männlichen Sports keine Veränderung des weiblichen Körpers anzunehmen ist. Vorläufig muß, wer sich gut kleiden, gut bewegen und wer gut aussehen will, den Stil seiner gegenwärtigen Körperlichkeit begreifen.

Die plastische Schönheit des männlichen Körpers kommt um so mehr zur Geltung, je lebhafter er bewegt ist, und die Bildhauer aller Zeiten haben deshalb nackte männliche Figuren in lebhafter Aktion gebildet. Der männliche Körper hat eine so starke Einheit, daß keine, auch nicht die eigenartige Bewegung sie stören kann. Immer wirkt der ganze Rumpf als einheitlicher, kompakter Kern, an dem sich Kopf und Glieder befinden. Anders bei dem weiblichen Körper: je mehr er weiblich normal gebildet ist, desto mehr wird er in zwei Teile zerfallen, durch die Taille geteilt. Auf den Beinen und den Hüften, die das feste Fundament darstellen, erhebt sich der leichte Oberkörper, er thront sozusagen auf seinem Unterbau; ja, selbst der Kopf auf seinem dünnen Hals scheint viel freier, viel losgelöster von dem Uebrigen als beim breitnackigen Manne. Darum wirkt der Linienfluß beim weiblichen Körper in ruhiger Stellung am schönsten, jede lebhafte Bewegung droht die Einheitlichkeit zu vernichten, jener eigenthümliche Charakter des in sich selbst Thronens geht dann leicht verloren. Wie selten stellen daher Künstler lebhaft bewegte nackte Frauen dar! Man beobachte Männer und Frauen beim Tanzen, Springen, Schwimmen, Reiten, als Turner und Akrobaten: mir selten werden weit fortgestreckte, lebhaft sich bewegende Beine bei Frauen schön erscheinen. Muß man nicht bei dem modernen, nördlich barbarischen Ungeschmack unsrer Ballette oft minutenlang die fürchterlichsten Verrenkungen ansehen, um endlich für einen kurzen Augenblick plötzlich bei geschlossenen Beinen den ganzen Reiz der weiblichen Gestalt zu genießen? Und wie schön sind bei Akrobatinnen die kurzen Momente, in denen der Körper wie schwebend erscheint! Immer sind es die geschlossenen Füße, die der untern Hälfte ihre Einheit wiedergeben und dadurch den Eindruck der Harmonie erwecken. Die Empfindung wird jeder haben, und unsre Künstler haben fast immer danach gehandelt. Die Begründung ließe sich noch



Rob. Lenz in Bangkok phot.

Die Königin von Siam (J. J. Stellvertreterin des Königs).

weiter führen, als es eben andeutend geschehen ist, doch damit würden wir zu weit vom Radsfahren abkommen.

Für den Mann ist das Rad ein Instrument, an welchem sich die Aktion seines Körpers betätigen und zeigen kann; die reichgliederten Formen des Mannes kommen bei der lebhaften Treibebewegung wirkungsvoll zur Geltung. Muskelspiel ist nicht das, wodurch der weibliche Körper wirkt, das Treten sieht oft schlimm aus. Auch bei der weiblichen Gestalt muß das Rad sich dem Stile des Körpers und seiner Schönheit fügen. Ueberall, wo die weibliche Gestalt in der Bewegung reizvoll wirkt, geschieht es durch ein scheinbares Schweben: der zarte Oberkörper — leicht getragen von dem breiteren Unterkörper. Man denke, wie schön uns Schlittschuhläuferinnen auf dem Eise erscheinen: die Aktion der Beine wird hier durch die Kleider verhüllt, und der Oberkörper wird schwebend einhergetragen. Ganz ähnlich sieht schönes Radsfahren aus: ein feiner Kopf erhebt sich auf schlankem Halse über einem zierlichen, geraden Oberkörper mit anmuthig und ruhig gehaltenen Armen, und alles gleitet auf Rädern an uns vorüber. Nichts kann die Schönheit einer Frau mehr in Wirkung setzen. Aber freilich muß sie aufrecht sitzen! Ja, noch mehr, sie muß eigentlich scheinbar stehen!

Bekanntlich muß man, um gut fahren zu können, die Beine ganz und gar strecken. Das kann dadurch erreicht werden, daß der Sitz weit genug nach hinten gestellt wird und man also mit den Füßen halb nach unten, halb nach vorn tritt. Man kann aber auch seinen Sitz senkrecht über die Pedale stellen und dann so hoch schieben, bis Platz für die Streckung der Beine da ist. Dann treten die Füße senkrecht nach unten, und an der Seite, wo der Fuß heruntergetreten hat, erscheint der Körper stehend. Nur diese Art des Fahrens sieht für Damen unter allen Umständen gut aus.

Man sitzt zwar in dieser Höhe ein klein wenig unsicher, aber ich denke, ein wenig Eitelkeit sollte wohl die mangelnde Courage zu ersetzen imstande sein. Es giebt Damen, die, jede Eitelkeit — und jedes Stilgefühl! — von sich werfend, in leidenschaftlicher Ergreifung des Sportes es in Haltung und Tracht den Männern nachzuthun bestrebt sind. Für sie sind diese Zeilen nicht geschrieben.

So häßlich eine mit vorgebeugtem Oberkörper sitzende weibliche Gestalt erscheint, die lebhaft — man verzeihe das Wort — mit den Beinen strampelt, so schön ist eine scheinbar frei in den Pedalen stehende Figur mit ferngeradem Oberkörper und hochgetragenen Kopfe, deren abwärts tretende Füße man kaum bemerkt; sie sind ja viel weiter von dem Kopf entfernt als bei der andern Stellung. Die breiten Hüften der Frauen, die sich so störend geltend machen, wenn alles andre — Kopf, Arme, Beine — nach

vorn gestreckt wird, sie wirken in der geraden Haltung nur als der natürliche, feste Unterbau, auf dem sich der Oberkörper wie eine Blüte in die Höhe streckt.

In dieser Haltung liegt das Wesentliche. Der Anzug muß zu Hilfe kommen. Keine faltigen Kleider, die sich bauschen und wie dicke Bettfedern auf und nieder bewegen, sondern ein an den Hüften knapp und gut anliegender Rock! Kein Besatz, keine Verzierung, sondern alles ganz schlicht und glatt! Nichts, was die Bewegung der Beine betonen könnte, sondern alles nur, um sie zu maskieren! Der Rock soll lang genug sein, um das zu können; kurz genug, um die Füße nicht zu hindern; weit genug nach unten, damit die Beine sich frei bewegen können; eng genug, um keine unnützen Falten zu schlagen. Die Künste der Schneider und Schneiderinnen müssen sich hier vervollkommen, um diesen Anforderungen zu genügen. Daß sie erfüllbar sind, zeigen die amerikanischen Kostüme.

Und auch bei der Kleidung des Oberkörpers heißt es maßhalten und Takt besitzen! Nicht männlich, aber auch nicht in aufdringlicher Weise weiblich. Gebauchte Blusen in bunten Farben mit gepufften Ärmeln, Spitzen, Bändern und Schmuck, Damenhüte mit Blumen, weiße Schleier, kurz das wandelnde Boudoir auf dem Rade — das ist ebenso stillos wie bei Männern der Cylinderhut und der lange Gehrock im Freien, auf der Wiese oder im Walde. Aber natürlich auch kein ganz männliches Kostüm. Die charakteristische weibliche Tracht muß gewahrt bleiben, aber sie soll vereinfacht werden durch die Zweckmäßigkeit, die hier allmählich zum Stilgesetz werden wird. Eine einfache Bluse mit einem schlichten Gürtel, nichts Platterndes, nichts Bauisches. Ein einfacher kleiner Hut, ohne Blumen, ohne großen Aufputz von Federn und Bändern, und kein Schleier.

Häßliche Menschen werden immer häßlich sein, und wo sie, wie bei jedem Sport und gar einem neuen und auffälligen, sich besonders zur Schau stellen, wird man die Mißgefallen um so mehr beachten. Trotzdem werden auch korpulenter, ältere Damen, wenn sie mit richtigem Verständnis vorgehen, Möglichkeiten finden, wenigstens nicht monströs oder lächerlich zu Rade auszuweichen. Diejenigen Damen aber, denen noch Schönheit und Jugend eigen, werden bald auch den unglücklichsten Gatten zeigen, wie berückend es aussieht, wenn sie frei in die Höhe gerichtet wie auf einem rollenden Throne lautlos dahingleiten, scheinbar nur durch ihre eigene Anmut getragen.

Dr. B. S.

Drei Welten.

Skizze von Ulrich Frank.

Nachdruck verboten.

Im den runden Tisch saßen drei Personen. Eigentümliche Erscheinungen, eigentümlich wie der Raum, in dem sie weilten. Ein großes, viereckiges Zimmer von verblühender Eigenart. Drei Welten waren dort zusammengetragen. Die Ecke mit dem runden Tisch, auf dem eine Moderaturlampe stand, wie sie unsern Großeltern sanft den Abend erhellte, war kleinstädtischen Charakters. Ein Sofa, steif und unbeholfen aufgaben; darüber, unter schützender Verglasung, ein Silberhochzeitskranz samt Sträußchen. Links davon ein altnordisches Rollbureau, auf der andern Seite eine Servante, in der ehrenvoll behütete Andenken aufbewahrt wurden. Auf dem Sofa und den Polsterstühlen weiße Häfeldecken pedantisch und kleinbürgerlich. Ein Blumenbrett vor dem Fenster zur Vervollständigung der Ausstattung. Diese Ecke war das Heim des Rektors a. D. Stellmacher. Vergangene Tage, vergangene Zeiten!

In seltsamem Widerspruch die gegenüberliegende Ecke, in der sich phantastisch und ganz modern etwas wie ein Maleratelier zusammendrängte. Malerisch angeordnete Draperien an der Wand, davor ein Couchette mit römischer Seidendecke und weißem Fell. Ueberall dekoratives Merle, wertlos, aber geschmackvoll. Unter weit überragender Palme eine Staffelei, die eine Malarbeit trug. Eine von der Erde aufragende Lampe mit großem Spitzenschirm bestrahlte in rötlichem Scheine das Arrangement.

Und nun das Uebrige! Praktische Möbelstücke für nützlichen Gebrauch füllten die andern Ecken. Unter mild leuchtender Hängelampe der Eßtisch, nett gedeckt für drei Personen. Auf dem Nähtisch ein großer Arbeitskorb mit indiscret heraussehender Strumpfpfropferei. Alles in diesem Teile des Zimmers deutete den auf Nützlichkeit und Ordnung gerichteten Sinn seiner Inhaberin an.

Die beiden Töchter, die aus der malerischen Ecke und die von der praktischen Seite, waren bei Papa zu Besuch. Der Abend vereinte sie meist beim alten Rektor, bis Gertrud sie zu sich zu Tische lud. Nur in Fridas Atelierrede fand man sich sehr selten ein. Dort blieb das schöne, junge Mädchen meist allein ihren Arbeiten und ihren Träumen überlassen. Dem naiven Vater und der nüchternen älteren Schwester war diese Zimmerrede zu märchenhaft und extrabagant. Diese Verschiedenheit der Gesinnung und Stimmung gab auch ihren Erscheinungen die Prägung. Der alte Herr hatte einen Gesichtsausdruck, als ob er vor zwei Stunden erst auf die Welt gekommen wäre: von jener seltsamen Ahnungslosigkeit und Lebensfremdheit, wie sie Leuten eigen, die in sorgsam geordneten Verhältnissen, in kleinstädtischer Monotonie ihr Dasein verbringen.

Rektor Stellmacher hatte so eine merkwürdig stillbergnügte Existenz geführt. In Amt und Haus und Ehe friedfertig und launfromm von Natur, hatte er ebenso zu seiner Gemeinde gestanden, zu seinem Eheweib, zu seinen Kindern. Wie in den Gefilden reinsten Glückes wandelte er in dem kleinen Städtchen umher, zwischen Nachbarn, Pferden und Rügen, zwischen Schule, Haus und Kirche. Nichts trübte seinen Horizont; kein Stein auf seinem Wege. Und so hatte sein rundes, glattes Gesicht auch jenen glückseligen Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, die das Himmelreich im eigenen Herzen ausstrahlt.

Er blickte jetzt bald Gertrud, bald Frida etwas ungewiß und schüchtern an. Sie verlangten seine beratende Stimme in einer Familienangelegenheit. Das war ihm ungewohnt. Wenn es auch hier um ihn her so ausah, wie ehemals zu Hause, ganz dasselbe war's doch nicht. Neben dem Alten war zu viel Neues, Ungewohntes.

„Das ist eben das Leben,“ hatte Gertrud beschwichtigend gesagt. — „Das ist die Großstadt,“ hatte Frida ihn getröstet.

Daran war nichts zu ändern. In seiner Heimat wäre er nach dem Tode seiner Frau einsam und verlassen gewesen in

den Tagen hohen, schwachen Alters; hier war er geborgen. Im ganzen ging es ja auch, wenn nur diese Beratungen wegen Fridas Zukunft in den letzten Wochen nicht gewesen wären. Gertrud hatte entschieden unrecht, immer alles so tragisch und pathetisch zu nehmen. Er hatte ihr das auch grade mit einem für ihn ungeheuren Aufwand von Energie gesagt und sich damit einen dankbaren Blick Fridas erworben. Jetzt harrete er ängstlich auf Gertruds Antwort und sah dabei noch schüchtern aus als gewöhnlich.

„Bitte, Papa, die Sache ist nicht so leicht zu behandeln, wie du meinst. Du mußt, wenn von Heirat und Ehe die Rede ist, nicht an das herrliche Bündnis denken, das dich und Mama in der Kleinstadt siebenunddreißig Jahre hindurch beglückte. Hier und in unjurer Zeit ist das anders.“

„Aber warum denn?“ fragte er ungläubig.

„Weil die Menschen in der Großstadt heute anders sind, andre die Bedürfnisse, die Lebenshaltung. Dieses hingebungs-volle Zueinandergehen, wie es bei euch war, dieses Eins-leben zu zweien existiert jetzt nicht mehr hier, wo das Geltend-machen der Individualität der Hauptzweck des Seins geworden ist.“

„Du — weißt du, Trudchen, das ist — das ist mir zu gelehrt. Wenn ich auch Schulmeister war und auf dem Lehrerseminar fleißig und achtbar studierte, von solchen Dingen hat man nie was gehört — du kannst mir's glauben! Gott, von Philosophie haben wir ja auch was erfahren, so — so von Kant und Hegel; aber die Hauptsache war doch Gottes Wort! Und — na, weißt du, wenn ich jetzt sehe, wie du mit all' der Weisheit und Ueberlegung die Frida um ihr Glück bringen willst, da sage ich mir doch: da ist's doch besser, wie's früher war, ehe man vor lauter Klugheit vergessen hat, glücklich zu sein.“ Er atmete wie von schwerer Last befreit. So — herunter war's vom Herzen!

Frida hatte seine Hand ergriffen und sie dankbar gestreichelt. Aber sie sah recht mutlos aus; sie wußte, daß nach diesem ungeheuren Anlauf, den der Vater genommen hatte, um für sie einzutreten, nichts weiter von ihm zu erwarten sei. Sie selbst hatte noch nicht ein Wort in eigener Sache zu sagen vermocht. Auch jetzt noch nicht, nachdem so gewichtige Aeußerungen von Papa gemacht waren.

„Nun, Frida, und du?“ Damit wandte sich Gertrud an die jüngere Schwester.

„Papa hat recht — ich möchte — warum soll ich nicht glücklich sein?“

„Aber unsre Verhältnisse machen es unmöglich. Du kannst einen vermögenslosen Mann nicht heiraten, weil du selbst nichts hast.“

„Wenn sie sich beide lieben,“ warf der Rektor ein.

„Die Liebe macht nicht satt.“ Herb und spöttisch kamen diese Worte von Gertruds Lippen.

„Ja, aber Stephan verdient doch mit seinen Musikstunden,“ erwiderte Frida, „und ich auch — jeber so viel, wie er für sich allein braucht und etwas mehr und —“

„Bei diesem Exempel macht zweimal zwei nicht vier — glaub's nur, Frida! Was in der heutigen Großstadt für jeden allein ausreicht, genügt für zwei nicht: der einzelne Mensch ist unabhängig; er kann leben, wie er will, wo er will; er kann untertauchen im großen Strom des Lebens, emporstieben an seine glänzende Oberfläche; er kann sich verbergen und hervor-drängen, wenn seine Bewegungen nicht gehemmt sind, wenn er frei ist, nur auf sich gestellt. Aber wenn ein Zweites neben ihm ist, ihn umschlingt, an sich reißt — ja, stelle dir das nur selbst vor, du bist ja eine gute Schwimmerin.“

„Ja, aber man heiratet doch noch alle Tage,“ murmelte Frida, „und ich weiß nicht, warum du es grade mir so schwer machst. Was so vielen geglikt, sollte mir nicht glücken? Wir lieben uns, haben beide Talent, haben den Mut, das Leben miteinander aufzunehmen —“

„Und auf Gott muß man auch hoffen,“ ergänzte der Vater. „Lebenskenntnis — naiver Glaube! Und dem sollten meine Erfahrungen gewissenlos das Feld räumen?“ sprach Gertrud bitter. „So leicht will ich es mir doch nicht machen, Schwester, wenn ich auch weiß, daß ich dir wehe thue — besser jetzt ein kurzes, vorübergehendes Weh, als ein langes, ewig-währendes Leid. Papa kann nicht anders, als der Ehe das Wort reden, er kennt sie nur in ihrem idealen, erhabenen In-halt, ich — kenne sie anders! Wozu alte Wunden aufreißen, vergangene Bitterkeit nochmals durchkosten? Wie es bei uns daheim war — ja, damals! Aber das konnte die Eltern doch nicht verhindern, uns hinein zu schicken in die Welt, um das Gruseln zu lernen — ich habe es gelernt.“

„Ich war immer dagegen, daß ihr von Hause fort solltet,“ sagte der Vater leise.

„Das ging doch nicht so, da war Mama schon praktischer, wie die meisten Frauen. Männer gab's in dem kleinen Gebirgsstädtchen nicht für zwei arme Schulmeisterstöchter, und dem Vater immer auf dem schmalen Beutel liegen, das ging auch nicht an. Und dann — die Zukunft! Wenn man eines Tages auf sich allein gestellt ist. Es war schon richtig, die Begabung der Mädel fruchtbar zu machen und sie etwas lernen zu lassen. Mama hat das klug empfunden, und wie es später kam, ja, wer konnte es vorher wissen? Wer weiß überhaupt, was das Leben uns bringt?“

„Aber du willst es wissen, was es mir bringen könnte, prophezeit mir Unheil,“ warf Frida ein.

„Ja, wahrhaftig,“ stimmte der Rektor zu.

Ein dunkler Schatten breitete sich über Gertruds Antlitz. Ihr Auge starrte düster auf die beiden. „Kinder!“ halb mit-leidig murmelte sie es in sich hinein.

„So einzelne kleine Anhaltspunkte und Berechnungen giebt es ja doch auch für dich, Frida — mein Schicksal!“ sprach sie dann mit schwerer Betonung. „Habt ihr denn einen Zweifel an meiner Treue?“ wehmütig klang ihre Stimme, und wenn ich nun warme und rufe, warum glaubt ihr nicht, daß ich es wohlmeine? Schon der Altersunterschied, der uns trennt, giebt mir dies Recht. Fünfzehn Jahre fast, das ist eine Ewigkeit im Dasein der Frau. Und dann — diese Erlebnisse! Ihr würdet mich ja nicht verstehen, wenn ich euch alles erzählte, du, Papa, weil du als Mann solche Dinge nicht begreifen kannst, und die Schwester, weil sie sie nicht begreifen will, jetzt nicht begreifen will. Sieh uns beide an, Papa! Prägt sich da nicht schon der Unterschied aus, der mir das Recht giebt, über sie zu wachen, sie vor Schaden zu bewahren?“

Sein Auge flog von einer zur andern. Dort Fridas schlanke Gestalt mit dem schönen, von kurzem Gelock um-

gebenen Kopf. Bläulich aufblühend das dunkle Haar, lebhaft das Auge unter schmachtenden Lidern, verlangend der Mund mit den kleinen Zähnen, ein Anhauch künstlerisch phantastischer Stimmung in ihrem Wesen. Nervös, unpraktisch, eigensinnig. Sie hatte dem Vater immer besonders nahe gestanden. Vielleicht weil in der Sorglosigkeit ihrer Naturen etwas Gemein-schaftliches lag. Er sah auf sie mit einem zärtlichen Blick, der dann in zager Furcht auf seiner älteren Tochter haften blieb.

Ja, die war anders. Etwas Ästhetisches, Nüchternes in den herben Zügen, die von einer trüben Lebensgeschichte erzählten. Das Haar glatt gescheitelt um den edlen Kopf, den sie, wie unter schwerer Bürde, vorn übergeneigt trug. Die scharfen Linien um Augen und Mund ließen sie wohl noch älter erscheinen, als sie war, die dunkle, jeder weiblichen Eitelkeit bare Kleidung verschärfte diesen Eindruck. Sie sah aus wie eine Frau, die mit dem Leben fertig ist, nichts begehrt und erwartet und in strenger Pflichterfüllung den Inhalt ihres Daseins findet.

„Mein Gott, gewiß hast du das Recht dazu, Trudchen! Aber sieh mal, die Frida ist doch auch kein Kind mehr, sie ist großjährig, Herrin ihres Willens, und wenn sie nun den Musikus partout einmal mag, ja — ich sehe wirklich nicht ein, warum du es hindern willst!“

„Weil ich es für eine Thorheit halte.“

„Das ist doch schließlich meine Sache,“ warf Frida trotzig ein. „Und du kannst es nicht hindern, ich bin selbständig.“

„Ich kann nicht, aber ich will es versuchen. Und noch eins, der ewige Streit ist zwecklos und macht uns müde. Es sei heute das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen.“ Gertrud sah die Schwester mit einem dunklen Blick an, nachdenklich, prüfend, überlegend. Dann rückte sie sich in dem Sessel zurecht. Gerade, ganz aufrecht saß sie da; die Schwester da-gegen kauerte sich auf ihrem Plage zusammen. Das Licht der Lampe fiel hell auf das verärrnte Antlitz der Sprechenden.

„Weißt du, Papa,“ begann Gertrud, „damals als ich von euch ging, ich war jung und, wie man sagte, auch schön. Ge-lernt hatte ich genug, um leicht unterzukommen. Und dann besaß ich so viel Mut und Frohsinn und so viel ehrlichen Willen zum Bravsein und zur Tüchtigkeit. Und mir ging's auch recht gut. Einer Achtzehnjährigen scheint die Sonne immer, beson-ders wenn sie auch in der Fremde das Gefühl der Heimat nicht verloren hat, sich guter Leute und was weiß und das Rechte will —“ sie machte eine kleine Pause — „und das wollte ich, weiß Gott. Es gelang ja auch. Wozu das wiederholen? Das Gute in meinem Leben kennt ihr, wie ich mein Lehrerinneuzamen machte und eine Anstellung fand. Und ihr freuet euch mit mir. Und dann —? Ich machte euch eines Tages die an-genehme Mitteilung, daß ich heiraten wollte. Welcher Jubel! Einen Kollegen von mir, einen akademisch gebildeten Mann, der an derselben Anstalt unterrichtete wie ich.“

Den Kopf in die Hand stützend, schwieg sie eine kleine Weile. Weder der Vater noch die Schwester sagten ein Wort. Bekommen blickte sie dieser, fast feindselig jene an.

„Bis dahin begleitetet ihr mein Leben, soweit sein Friede reichte, von seinem Kampf habt ihr nichts erfahren. Wozu auch? Die Eltern waren zu alt, die Schwester zu jung da-mals, und da ihr mir nicht helfen konntet, mußte es allein getragen und ausgekämpft sein. Wir hatten wohl zu leichtsinnig unsern Bund geschlossen, beide arm, einer auf die Kraft des andern bauend. Das gab in der Ehe erst Sorgen, dann Streit und Haber. Mißmut und Unzufriedenheit bei mir, bei ihm schließlich Rohheit. Es war fürchterlich, wie nach und nach alles von uns abfiel, was uns einander zugeführt hatte, und wie statt der Illusionen, die uns gelächelt, das nackte Elend grauenhaft vor uns trat. Wir hatten es so fein heraus-geredet, wie er seine Stelle an der Schule behalten, ich die meine aufgeben, aber durch Privatunterricht ebensoviel oder mehr verdienen würde. Nichts davon traf ein. Die häus-lichen Obliegenheiten machten mich unfähig für den Erwerb, und da das, was er erhielt, zur Bestreitung unsres Haushaltes nicht ausreichte, stellte sich erst der Mangel ein, dann seine höllische Gefolgschaft: Unsicherheit und Inkorrektheit der Lebens-haltung, Heuchelei und falscher Schein; weiter: Vernachlässigung übernommener Pflichten, Mutlosigkeit, Verzweiflung, Vorwürfe, Zank, Brutalität! Es war ein Jammerleben! Und ich wäre daran zu Grunde gegangen, wenn er nicht eines Tages den glücklichen Einfall gehabt hätte, mich zu verlassen und auszu-wandern.“

Rektor Stellmacher starrte seine Tochter mit weitauferissenen Augen an. Was sagte sie da? Und er und die Mutter hatten in ihrer selbstvergeßenen Glückseligkeit keine Ahnung gehabt von diesen Drangalen ihres Kindes. Nichts gewußt hatten sie von diesen Lebenskämpfen!

„Aber Gertrud — sage doch — warum hast du uns —?“

„Was hätte es genutzt, euch hineinzuziehen in dieses Elend? Ich hatte mein Schicksal mir allein bereitet — ich mußte es allein tragen.“

„Aber ihr waret damals doch so glücklich — ihr liebtet euch.“

„D, ja! Damals! So fängt's immer an — und das Ende? Ich ging wenigstens nicht daran zu Grunde wie Tausende! Der Schritt, den er getan, brachte mich zu mir. Ich raffte mich auf — wieder auf mich selbst gestellt, fand ich mich zur Arbeit zurück. Eine gereifte Frau, nahm ich den Daseinskampf aufs neue allein auf, sicherer und ruhiger als mit jenem vielgerühmten, stützenden Arm, den uns der Mann verleihen soll. Und als zwei Jahre später aus dem Auslande die Nachricht von seinem Tode ankam, war ich klar und ein-sichtsvoll genug, ihm verzeihen zu können. Die Irrungen und Wirrungen unsres Lebens hatten wir beide gemeinsam ver-schuldet. Er hatte sie mit frühem Tode geführt, ich sühtete sie mit einem mühseligen, einsamen Leben —“

„Und so bist du eine Gegnerin der Liebe, der Ehe ge-worden?“ fragte der Vater, wie in stillem Entsetzen.

„Der Liebe?“ Wehmütig erklang diese Frage. Ein träumerisches Lächeln zog um den strengen Mund.

Atemlos erwartete die jüngere Schwester ihre Antwort.

„Wer, der ihren Zauber gefühlt, wollte sagen, er ver-achte sie?“

Ein jauchzender Laut kam von Fridas Lippen.

„Und der Ehe?“ forschte der Vater weiter.

„Die Ehe mag eine vortreffliche Institution sein, aber nur, wenn sie auf solider Basis aufgebaut wird. Es gehört dazu heutzutage, zumal in der Großstadt, entweder eine ge-sicherte Vermögenslage oder die ausreichende Erwerbsthätig-keit des Mannes, allein für den Unterhalt des von ihm be-gründeten Hauses Sorge tragen zu können.“

„Und das sagst du?“ fiel ihr Frida ins Wort, „du die stets für die Berufswahl der Frau eingetreten ist, die mich hierher genommen, um mein Talent auszubilden zu lassen, mir die Möglichkeit einer selbständigen, unabhängigen Existenz zu schaffen —“

„Und ist das nicht gelungen? Ich sah dein hübsches Talent sich entfalten, ich war neben dir wie eine Mutter, nicht wie eine Schwester; denn nicht nur, daß ich so viel älter bin als du — Kriegsjahre zählen doppelt —“ Ein schmerzliches Lächeln begleitete diese Worte.

„Du machst dich zu alt —“ warf der Vater ein. „Dafür bist du mein liebes, geliebtes Kind gelieben, Papa,“ antwortete sie innig, „das wir häßlichen und hegen können, ich und Frida, und dessen reines Leben wir in gewohnter Weise ihm ausspannen wollen, jetzt, nachdem Mama zur Ruhe gegangen und er zu seinen Töchtern gekommen ist.“ Liebenswürdiger und weicher, als es sonst ihre Art war, sprach sie jetzt. „Und wir beide stellen schon unsern Mann, wir schaffen, was wir brauchen.“

„Aber arbeiten und erwerben würde Frida doch auch, wenn sie Stephan heiratete. Für uns beide sorgst du schon.“ Eigenförmig drängte er immer wieder auf die Erfüllung der Herzenswünsche seines Lieblings.

„Mein, das kann sie nicht.“ Sehr schroff kam es heraus. „Verstehe mich recht, Papa. Für sich allein wird eine Frau, die etwas Rechtes gelernt hat, immer sorgen können. Aber innerhalb der Ehe gelingt es ihr auch heute nur ganz ausnahmsweise, diese Fähigkeiten auszunutzen. So sehr man den Mädchen und alleinstehenden Frauen jede Erwerbsquelle erschließen soll, so wenig soll man die verheiratete Frau auf irgendwelchen Gebieten zur Konkurrenz zulassen, sobald sie Mutter geworden und ihr Mann gesund und erwerbsfähig ist.“

„Das ist Freiheitsberaubung!“ sagte die Schwester entrüstet. „Wir scheinen es in den meisten Fällen praktisch, nüchtern und rationell. Auf Erwerben und Erhalten beruht die Ehe. Erwerben beide Teile, dann fehlt in der Regel die erhaltende Kraft. Die beiden erwerbenden Potenzen aber, eine sich auf die andere verlassend und ihr einen Teil der Arbeit zumeisend, verringern ihre Kräfte, statt sie zu heben, und darum scheint mir einseitig das alte, patriarchalische Verhältnis fast immer allein richtig, daß der Mann der Ernährer der Familie sein soll, die Frau die Erhalterin des Hauses, die Mutter und Erzieherin der kleinen, hilflosen Kinder — wie zu Papas Zeiten.“

In diesem Augenblick wurde leise an die Thür geklopft. Ein blondhärtiger, hochgewachsener Mann trat ein. Und Frida, die den letzten Ausführungen der Schwester nachdenklich gefolgt war, erhob sich rasch und flog ihm mit einem Aufschrei entgegen. „Stephan!“ Wie schutzsuchend barg sie ihr Haupt an seiner Schulter.

„Ob das die Lösung näher bringen wird?“ dachte Gertrud mit leiser, schmerzlicher Ironie.

Dann ging sie ihren Hausfrauenpflichten nach. Sie rüstete zum Abendbrot, legte noch ein viertes Couvert auf und bat den Herrn Rektor a. D. aus seiner Wohnzelle, und die Schwester, die sich mit ihrem Verlobten in den Atelierwinkel geflüchtet hatte, bei sich zu Gast. Und an ihrem Tische, wo die verständige Häuslichkeit ihre Welt aufgeschlagen hatte, wurde dann, ungeachtet ihrer Mahnungen, noch an demselben Abend die — Heirat Fridas endgiltig beschlossen.

Nach einem Jahre stand in der Atelierdecke eine Wiege. Der alte Rektor hatte jetzt eine wichtige Beschäftigung. Er behütete den Schummer seiner Enkelin und summite, während er die Wiege in Bewegung setzte.

„Klagt Frida über ihren Mann?“ Damit wendete er sich hastig und beklommen an seine eintretende ältere Tochter. Das Kind wurde unruhig, und er sang es leise in den Schlaf.

„Durchaus nicht, Papa! Sie sind so glücklich, wie sie nur sein können, es geht ihnen ja gut. Jeder schafft für sich, er nach Noten und sie wie gemalt! Sie kann nicht genug fertig bekommen davon, so begehrt sind ihre Miniaturen, und er bekommt täglich neue und recht gut bezahlte Stunden. Sie werden hoffentlich noch mal reiche Leute und können etwas beiseitelegen für klein Genny, das Kind hier. Sie haben beide so viel zu thun — wer aber kümmert sich um das elterliche Kind?“

Der Rektor war völlig verblüfft über diese Frage. „Ja, für ihr Kind sollten sie doch selber sorgen; denn — denke nur mal, Erndchen, was nützt dem Kinde das Geld, wenn seine Eltern keine Zeit für seine Erziehung haben? Wenn man Kinder hat —“

Gertrud lächelte, und mit einer ihm kaum verständlichen Ironie sagte sie: „Welch Glück, daß wir noch da sind! — Weißt du übrigens, Papa, das ist nun die dritte Art Ehe in unsrer Familie! Erst kam die eure: in Liebe, Gottesfurcht, Treue, Heiligkeit und Sorgenlosigkeit! Dann die meine —“ düster wurde ihr Auge, „ein Irrtum, eine vergebliche Dual! Und jetzt diese dritte, ganz moderne: er und sie, beide erwerbend, jeder ein Faktor für sich, einer unabhängig vom andern, und doch zu einem Bündnis vereinigt. Aber zwischen ihnen ein hilfloses Drittes, das schutzbedürftig, wie ein junges Vögelchen, beständig Obhut und Pflege, unablässig sorgender Elternliebe bedarf — ja, es ist doch gut, Papa, daß du so viel Zeit hast und daß ich, wenn meine paar Unterrichtsstunden vorüber sind, nichts mehr zu thun habe...!“



Moderne Mutter Sorge.

Nachdruck verboten.

„Seit Elli nun erwachsen ist, Bin ich oft sorgenvoll, Zu welcher Richtung unsrer Zeit Sie sich bekennen soll.“

Gebildet ist sie, zahlten wir Dafür doch schweres Geld! Wird sie indes, wie einstens ich, Bezaubern alle Welt?

Gefährlich für die Ehe ist's, Erscheint sie zu gelehrt; Sie soll naiv und kindlich sein Und dennoch aufgeklärt.

Ich glaube, sanfte Weiblichkeit Zumeist noch fesseln kann; Als Frau mag späterhin sie sich Emanzipieren dann.

Ach, bange oft mein Mutterherz In Ellis Zukunft sieht: Man weiß bei einer Tochter nie, Für wen man sie erzieht!“

Helene Wiggerka.

Pariser Modebericht.

Nachdruck verboten.



Für helle Toiletten zeigt sich bei Beginn der Pariser Herbstsaison dieselbe große Vorliebe, die sich schon im Laufe des Sommers bemerkbar machte. Kleider im englischen Geschmack aus weißem, silbergrauem, bisquit, beige, korffarbenem Tuch, Tuchschmir in der Farbe des schwedischen Leders, weichem Molle-tontuch, Cheviot u. s. w. sind in Paris jetzt an der Tagesordnung. Besonders hübsch sind auch die verschiedenen englischen Kostüme in Milchweiß, Schneeweiß, Eisenbeinweiß, Cremefarbe, mit Spitzen- und Guipüreebesatz von leicht sich abhebender Farbe, wie z. B. Milchweiß mit Erdme oder Schneeweiß mit Eisenbeinfarbe. Alle dunkleren Nuancen, wie Schwefel-, Safran- und Lindengelb sind für Spitze als zu hart und unfein ausgegeschlossen.

Zu diesen hellen Toiletten wählt man mit Vorliebe Gürtel aus weißer Seide mit schönem Metallschloß. Seltener solche aus schottischer oder Pekinseide; dann aber, besonders die erstere, in brillanter Farbenzusammenstellung. Zu den weißen Kostümen trägt man gleichartige Gürtel aus Faille und Satin mit einer Umgrenzung von Spitze; noch häufiger sind schwarze Seidengürtel. Zuweilen trägt man zu den aus Tuch, Serge und Cheviot gearbeiteten englischen Kleidern Blusen aus schottischer oder Pekinseide, doch ist die zweireihig geschlossene Taille mit dem faltigen Chemisett aus Batistfeinen, Gaze und Chiffon vorherrschend.

Die englischen Kostüme aus Doppelmohair, Serge, Tuch in Schwarz, Silbergrau, Blau, Braun und Dunkelgrün haben an den kleinen Jacketten Kragen und Aufschläge aus Seide mit zierlichen Vlokkaros in Schwarz-Weiß, Grau-Weiß, Blau-Weiß u. s. w. und werden mit einfarbigem, zur Farbe des Kleides passendem Blusenhemd oder mit einer zweireihig geschlossenen Weste getragen, die sich über einem Chemisett mit Steh- oder Stehumlegefragen und Krawatte öffnet. Alle diese Kostüme haben einen der Männerkleidung ähnlichen Charakter, der sich ja auch in den neuen Sportkostümen deutlich zeigt. Selten fehlt an einer Toilette das kurze, runde Schößchen; es wird vielfach, beispielsweise bei den Blusen unabhängig von der Taille, aus dem Stoff des Rockes angefertigt. Hängt das Schößchen mit der Taille zusammen, so erhält diese meist kurze Aufschläge und wird ziemlich hoch mit vier oder fünf Knöpfen geschlossen. Die Taille wird mit einem bis zu den Aufschlägen reichenden Stehkragen versehen und schließt ein Chemisett mit Steh- oder Stehumlegefragen und Krawatte ein, oder sie erhält hinten einen breiten Mediciskragen; in letzterem Falle sind die Aufschläge noch kürzer, und die Taille wird dann vorn noch um einen Knopf höher geschlossen.

Werden solche Kostüme in den ganz hellen Farben gearbeitet, so besteht ihr Schmuck lediglich in Steppnähten oder aufgesteppten Streifen. Ihre mehr oder minder große Eleganz liegt hauptsächlich in der Farbe und in dem Chemisett, das sie vervollständigt. Beliebte Strahentkostüme sind auch die mit Paletotblusen gearbeiteten. Man fertigt sie vorzugsweise aus hellen Stoffen an und benäht sie mit Vorten und Galons, die man ja als die „enfants gatés“ der heutigen Mode bezeichnen darf. Prädig ist ein solches Kostüm aus naturfarbenem Tuch, dessen Rock vorn und auf den Hüften flach, hinten in zwei Falten geordnet ist. Die Paletotbluse aus demselben Stoff ist durch zwei Reihen schöner Perlmutterknöpfe geschlossen und hat Aufschläge und Umlegefragen wie an einer Redingote. Der Stoffgürtel schließt mit einfachen Riegeln, und unter ihm fällt ein kurzes Schößchen hervor.

Man schließt die Paletotbluse aber auch einreihig in der Mitte oder auf der linken Seite. Im ersteren Falle erhält sie nur ganz kurze Aufschläge, im letzteren wird sie meist mit einem Mediciskragen ausgestattet. Auch arbeitet man sie jetzt mit längerem Schawlkragen.

Die Besätze aus Treffen und Galons verleihen den Kostümen im allgemeinen Einfachheit. Deshalb sind die Treffen häufig, um größere Eleganz zu erzielen, mit Gold- und andern Metallfäden durchwebt; öfter werden sie zu diesem Zwecke auch mit Perlen benäht. Man kann die Galons und Vorten durch seidene Moiré- oder Ripshänder ersetzen, die an beiden Seiten mit reliefartig wirkender Soutacheverzierung abgeschlossen werden. Treffen und Galons werden entweder abstechend in Schwarz oder Weiß, oder zum Stoff des Kleides passend

gewählt. Für elegantere Toiletten verwendet man am besten milch- oder schneeweiße Seidenbänder, die mit leicht getönter Guipüre bedeckt oder zu beiden Seiten schmal begrenzt werden. Auch schmale Goldborten werden hierzu verwendet.

Die Röcke für die Straßen- und besonders die englischen Kostüme sind meist mit Vorten oder mit leichter Verchnürung verziert. Elegantere Kleider haben an den Rücken häufig schmale Friuren aus plissiertem Taffet in vertikalen oder horizontalen Linien. Bald wird damit ein Vorderteil abgegrenzt, bald der Rock in Keile zerlegt. Man sieht auch bei vertikalen Besätzen Sammet- und Seidenbänder und Vorten, an beiden Seiten mit schmalen Seidenplissés begrenzt, was in der That sehr reich und kostbar erscheint. Bei horizontalen Linien beschränkt sich der Plissébesatz auf die untere Seite. An den runden Besätzen sieht man es oft, daß sie sich vorn ziemlich tief zum Rande hinabziehen und hinten bis zu Dreiviertel der Rockhöhe hinaufsteigen. Keilartige Besätze aus plissiertem Taffet sind meist durch spitzenbedeckte Bänder u. dergl. eingeschlossen.

Zu schottischen Geweben, feinen Popelines und ähnlichen Stoffen verwendet man gern kleine Rüschen aus schwarzer Seide. Ebenso zu streifigen Geweben, die in außerordentlich schönen und brillanten Farben vorhanden sind und sehr beliebt werden dürften. Die Röcke sind vorn und an den Seiten immer flach; hinten haben sie entweder nach innen gelegte flache Falten oder ein paar Kollfallen. Bei den letzteren macht sich übrigens zuweilen eine bescheidene, kleine Tournüre bemerkbar, und in diesem Falle zeigt sich noch eine kleine Schleppe, die man auch bei den neuen Röcken mit einer Watteaufalte findet, die jetzt in Paris gleichfalls sehr beliebt sind. Im allgemeinen aber bleibt für die Straße und selbst für Reunion-toiletten der fußfreie Rock in Gebrauch. Recht grazios ercheinende Röcke mit pattenartig eingeschnittenem Rand, der über einen untergesetzten, fein plissierten Taffetvolant fällt; eine Garnitur, die vorzugsweise für Tuche und tuchartige Stoffe verwendet wird. Für Tuchschmirze und ähnliche Stoffe sieht man öfter imitierte Unterkleider aus schottischer Seide, über denen die obere Teile durch Brandenburgschmüre, Galons und Passementieren zusammengehalten werden. Die Taillen sind immer übereinstimmend garniert.

Für elegantere Gesellschaftstoiletten verwendet man vielfach Seidenmuffelin, oder man garniert sie mit schwarzen oder elfenbeinfarbenen Spitzen in Form eines Shawls, einer Tunika oder eines Pepsions. Sehr hübsch präsentiert sich eine solche Toilette, die zu einem Fest bei der russischen Botschaft bestimmt ist; sie ist aus silberweißer, perlmutterartig glänzender Seide hergestellt. Den Rand des Rockes umgeben zwei kleine, plissierte Volants aus milchweißem Seidenmuffelin, verhüllt durch cremefarbene Guipürespitze. Ueber den ganzen Rock fällt eine aus einem echten, schwarzen Chantillyshawl gebildete Tunika. Die Blusentaille aus fein plissiertem, milchweißem Seidenmuffelin wird durch seidene, mit schwarzen Einsätzen bedeckte Bänder vertikal durchschnitten. Die langen Ärmel aus weißer Seide sind mit Spitzen bedeckt, und die Taille wird von einem schwarzen, mit weißer Seide und Guipüre eingefassten, breiten Gürtel wirkungsvoll zusammengehalten. Ärmel und Kragen sind mit Rüschen aus plissiertem Seidentüll geziert.

Der Gürtel beherrscht heute die Blusentaille und das englische Kleid; kein Wunder, daß ihm unsre Industrie daher besondere Aufmerksamkeit schenkt. Seine verschiedenen Neuheiten sind zahllos. Außerordentlich wirkungsvoll sind Gürtel aus Gold- und Silberetamine mit Mustern aus Gold, Perlen und Perlmutter. Sie ruhen auf farbiger Seide, was ihnen ein ganz besonders vornehmes Aussehen giebt. Auch Sammetgürtel mit eingestickten, blühenden Gegenständen aus Straß und Gold sind neu und sehr elegant. Die Verschlüsse sind oft von künstlerischem Wert und großer Pracht. Junge Damen tragen statt des Gürtels auch die lange, hinten oder seitlich geschlossene Schärpe aus Seidenmuffelin, Crêpe de Chine und Libertyseide, gleichfalls mit blühenden Dingen bestickt. An den Blusentailen, zu denen diese Gürtel und Schärpen getragen werden, sieht man eckige, herzförmige, spitze und bogenförmige Ausschnitte mit Tüllkräusen, Rüschen, Bändern aus Belours, Seide u. s. w. Nicht selten imitiert der Besatz einen kleinen Schulterkragen; die Ärmel sind stets mit gleichem Besatz verziert.

Der kurze oder halblange Mantel ergänzt die Herbsttoilette. Man wählt dafür ausschließlich weiche, wollige Gewebe, wie Himalaja, Molton, Curl u. dergl. Die Mäntel werden hinten meist anschließend mit lose überfallenden, pelzenartigen Ärmelteilen gearbeitet, zwischen denen ein Teil des Stoffgürtels sichtbar bleibt. Als Besatz für die schottisch oder schachbrettartig karierten Mäntel nimmt man Sammetband und Vorten. Die Mäntel werden aus Reversfellestoffen mit kariertem Unterseite angefertigt oder doch mit Seide unterfüttert. Der runde Capuchon fehlt selten an einem solchen Mantel, der außerdem noch gern mit einem hohen, stark geschweiften Mediciskragen versehen wird. M. W.

Elegante Herbsttoilette.

(Hierzu Titelbild S. 397.)

Unser Titelbild zeigt eine elegante, für Besuche und Promenaden geeignete Herbsttoilette aus beige-farbenem Tuchstoff mit einer reichen Garnitur von bräunlicher Picotilze. Die Blusentaille, die für den Herbst die beliebteste Form sein dürfte, ist ringsum dreimal mit Picotilze umgeben und, wie der große Kragen, an der linken Achsel- und Seitennaht geschlossen. Der bogenförmigen Rand des Krages begrenzt oben und unten schwarzer Sammet und Picotilze; im übrigen ist er mit Applikationsfiguren aus Tuch geziert. Der die Hüften flach umschließende und nur hinten in der Mitte in Falten geordnete Rock ist längs der vordern Nahte, sowie auf den Seitenteilen zweimal vertikal mit Picotilze besetzt und dazwischen vorn dreimal mit einer Figur aus Picotilze geziert. Ein schwarzer Sammetgürtel mit schönem Metallschloß verbindet Rock und Taille. Die Ärmel erweitern sich oben zu kleinen Puffen und haben am Handgelenk Aufschläge aus schwarzem Sammet und Picotilze. — Der Hut aus schwarzem Phantasegestrich von Filz und Seide hat eine seitlich aufgeschlagene Krempe und ist mit beige-farbenem Seidenstoff und langen, gebogenen, schwarzen Reiferfedern geziert. Unterhalb der aufgeschlagenen Krempe befinden sich Edelweißblüten.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „September“.

Unser koloriertes Modenbild „September“ zeigt ein paar elegante neue Herbsttoiletten, von denen die erste aus grünem Sammet sich vortrefflich zu Besuchen, Nachmittagspromenaden u. dergl. eignet. Das Kleid ist mit glatter, runder Taille und mäßig weitem Rock gearbeitet, der oben die Hüften flach umspannt und nur hinten in der Mitte in nach hinten gelegte Falten geordnet ist; eine Rockform, die wir fast bei allen neuen Herbstkleidern finden und die für Kleider aus schweren Stoffen und für schlanke Figuren besonders günstig ist. Zwei Reihen schwarzer, seidener Hohlklitze, die in regelmäßigen Entfernungen in kleine Schlingen gelegt ist, grenzen am Rock ein Vorderteil ab, auf dessen Mitte unten die obere Reigenreihe eine pyramidenförmige Verschnürung bildet. Der Rock ist mit Seidenjutter versehen und innen mit einem ausgeschlagenen, seidenen Volant garniert, der jedoch auch durch einen Spitzenvolant ersetzt werden kann.

Die an der einen Achsel- und Seitennaht unsichtbar geschlossene Taille ist auf den Rücknähten mit Rize verziert, die oben und

unten kleine Figuren bildet; ebenso vorn in Brandebourg-Form. Ein breiter, außen und innen mit Rize verschnürter Medicistragen schließt die Taille ab. Die Ärmel sind unten an den Ellen abgerundet und gleichfalls mit Rize verziert.

Für einfachere Zwecke kann für das Kleid statt des Sammets auch schwarzer oder dunkler Cheviot verwendet werden; ebenso ist die seidene Hohlklitze in diesem Fall durch wollene zu ersetzen.

Das zu dieser Toilette gehörende hübsche Toquehütchen aus grünem Phantasegestecht von Filz und Seidenstreifen ist an der linken Seite mit cremefarbenen Federn und vollen, bauschigen Rosetten aus Seidenband garniert.

Die zweite Toilette aus tuchartigem, rotviolettem Wollenstoff mit schwarzer Musterung hat als Garnitur schwarzes Sammetband und einen modefarbenen Westeneinjas. Der Rock mit hinten nach der Mitte hin gelegten Falten ist dreimal mit Sammetband besetzt, das sich vorn in ersichtlicher Weise kreuzt, seitlich etwas emporsteigt, um in geraden Linien bis zu den hinteren Falten fortzulaufen, wo es abermals bis zu $\frac{3}{4}$ Höhe des Rockes emporsteigt und mit kleinen Schlingen endigt.

Die jackenförmige, hinten anschließende Taille hat ziemlich enge

Ärmel und einen kurzen, glatten Schoß. Vorn fällt sie lose herunter, ist zu beiden Seiten geflügelt und hat kleine, stolaartige Verlängerungen. Ein Sammetband begrenzt den untern Rand, und mehrere schmälere Bänder bilden einen gürtelartigen Besatz an der Taille und kreuzen sich vorn mit gleichem Besatz, der am vorderen Rande der Taille emporsteigt, um unter den drei abgestuften, shawlartigen Aufschlägen des mit Stepperei und goldenen Knöpfen gezierten Westeneinjas zu verschwinden. Goldene Knöpfchen schließen auch die Bänder unten ab. Die Aufschläge vereinen sich oben mit einem stark geschweiften, violetten Kragen, der von zwei übereinanderliegenden, nur an einer Seite aufgesteppten Tuchstreifen umgeben ist. Die Weste läßt ein kurzes, weißes Chemisett mit breitem Umlegekragen frei, den eine zierliche Krawattenschleife schmückt.

Der dazu gehörige elegante Hut aus schwarzem Filz ist an der seitwärts aufgeschlagenen Krempe mit einer Rosette aus violettem, plissiertem Seidenstoff, sowie um den Kopf mit einer gleichen Stoffwindung garniert, die den Ansatz schöner, schwarzer Straußfedern in wirkungsvollster Weise deckt.

Bezugquelle der Toiletten und Hüte: Berlin, Herrmann Gerson.



Das Musikgenie der Familie. Nach dem Gemälde von E. Vollmar.

Photographieverlag: Franz Hanstaengl, München.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11. Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

➔ Hierzu koloriertes Modenbild „September“ und Seite 405—408. ➔

Redingote für Radfahrerinnen.

Einem doppelten Zweck dient das Kostüm in Redingoteform, das, wie Fig. 2 zeigt, ein feines Promenadenkostüm darstellt und durch eine sinnreiche Vorrichtung mit leichter Mühe in ein Radfahrkostüm mit Beinleid verwandelt werden kann (siehe Fig. 1). Es besteht aus bräunlichem covert-coat und wird, als Promenadenkostüm getragen, vom Taillenschluß ab linksseitig übertretend mit zwei Knöpfen geschlossen. Hinten hat der Rock einen mäßig langen Schlit, der sich jedoch in den Falten verliert. Für den Sport werden die Ränder dieses Schlitges mit den vordern Rändern durch pneumatische Knöpfe verbunden; am untern Rande wird jeder Teil durch eine, dem Saum eingefügte Schnur zusammengezogen, wodurch sich ein vollkommen geschlossenes Beinleid bildet, das mit angechnittener, in glatter Form gearbeiteter Taille versehen ist. Diese ist durch eine Reihe Büffelhornknöpfe geschlossen. Das Redingotekostüm endet oben in einem breiten Stehkragen und hat eine runde Kapuze, die bei Regenwetter über den Kopf gezogen werden kann und mit ihrer vollen, das Gesicht umrahmenden Frisur recht kleidlich erscheint. Vervollständigt wird das Kostüm durch einfache Reulenärmel, Uhr- und Seitentaschen, die mit Patten und Knöpfen geschlossen sind. — Das niedliche Hütchen in englischem Geschmack besteht aus graubraunem, schwarz gesprenkeltem Filz. Die gerade Krempe umgibt ein aufgesteppter Rand, den hohen, geraden Kopf ein ebenso breites, schwarzes Rippsband, das seitlich in schräge, straffe Falten gelegt ist und nach einer Seite schräg verläuft. An den obern Rand sind hier ein paar tiefe Rosentollen angefügt, die nach außen überfallen. Durch das Band sind einige starre, braun und schwarz gesprenkelte Federn mit schwarzer Zeichnung gesteckt.

Bezugquellen: Berlin, Kostüm: S. Adam, Leipzigerstr. 27/28; Hut: H. Kaumann, Mohrenstr. 26.



1. Redingote für Radfahrerinnen. 2.

Fünf-Uhr-Theetoiletten.

Neuwerk originell und elegant ist die Toilette in Fig. 3 aus dunkelgrüner Seide, an der die Blusentaille und der obere Teil des Rockes, mit Ausnahme des in Falten geordneten Hinterblattes, mit milchweißer Guipüre bekleidet und der Aussatz mit gestickten und strahverzierten Bordüren aus rosa Seidenmuffeln bedeckt ist. An der Taille grenzt gleicher Besatz einen eckigen, mit plissierter rosa Seidengaze gefüllten Ausschnitt ab, dem sich ein mit Bordüren bedeckter Stehkragen anfügt. Den seitlichen Schluß der Taille markiert eine Faltenlage aus rosa Seidenmuffeln, die sich vom Ausschnitt bis zum Gürtel aus grüner Seide hinabzieht und in kleinen gebundenen Schleifen endet. Die ziemlich engen, mit Guipüre bedeckten Ärmel haben an den Schultern dreifache, mit schmaler Spitze abschließende Plisséschürzen aus rosa Gaze. Nach Belieben kann die Rockgarnitur auch ganz fortbleiben, wodurch das Kleid einen zwar weniger auffallenden, aber noch immer recht eleganten Charakter behält.

Einem einfacheren Geschmack entspricht die Toilette in Fig. 4 aus leichter, blauer, in sich gemusterter Seide mit glatt gearbeitetem Rock. Die Taille ist mit krausem, gemustertem, schwarzem Seidentüll bespannt und durch ein hinten und vorn zweimal geschlitzes Bolerojäckchen vervollständigt, dessen Enden vorn zu beiden Seiten und hinten in der Mitte in dem vorn und hinten in Mediciöform gearbeiteten faltigen Gürtel aus glatter blauer Seide verschwinden. Das Jäckchen ist mit einer kleinen, puffyten Seidenkrause umrandet. Die anschließenden Ärmel sind am Handgelenk zackig geschnitten und mit seidenen Frisuren besetzt. An den Schultern haben sie kurze Puffen, die in ersichtlicher Weise durch Stoffknoten zusammengefasst sind. Ein blauer Stehkragen schließt die Taille oben ab.

Bezugquelle: Paris, Maison Cousinet, 43 rue Richer.

Bur gefl. Beachtung.

Von allen Mode-Abbildungen dieser Nummer liefern wir gebrauchsfertige Papier-Schnittmuster in Normalgröße und nach Maß zu Vorzugpreisen direkt portofrei.

Näheres über Schnitte nach Maß enthält unser Prospekt, den wir auf Wunsch gratis und franco versenden. — Da die Verkaufspreise nicht annähernd unsere Kosten für Herstellung, Papier und Porto decken, so können wir das Bezugsrecht auf Schnittmuster nur unsern Abonnenten als eine Vergünstigung einräumen. Jeder Bestellung ist daher die Abonnements-Quittung beizufügen.

Redaktion des „Bazar“.

Wohlfahrts- und Betriebs-einrichtungen in Pariser Geschäften.

Nachdruck verboten.

In sehr interessanter Roman Emile Zolas, der den verheißungsvollen Titel trägt: „Au bonheur des dames“, schildert, wie ein unternehmendes kaufmännisches Genie aus einem unbedeutenden Geschäft allmählich ein Riesenestablishment hervorzaubert. Im Anschluß daran wird das ganze jammervolle Elend der kleinen Kaufleute des Stadtviertels beschrieben, in dem dies Geschäft aufblühte — ihr verbliches Ringen und Kämpfen, bis sie schließlich alle von dem immer gewaltiger werdenden Riesenkaufhaus verschlungen werden. Man sagt, Zola habe dabei eins der ältesten Pariser Konfektionsgeschäfte, den Bon marché, im Auge gehabt.

und bewunderungswürdiger Energie stellte sich jetzt die Gattin des alten Aristide an die Spitze des Geschäftes, um es in dem Geiste fortzuführen, in welchem sie es hatte mitbegründet helfen. 1880 gewährte sie den Angestellten sogar Anteile am Betriebskapital, wodurch deren Interesse an dem Geschäft noch erhöht wurde. Weiter führte sie Pensionsklassen ein und steuerte aus eignen Mitteln etwa fünf Millionen Franken dazu bei.

Nach dem 1887 erfolgten Tode dieser hochherzigen Frau ist der Bon marché in eine Aktiengesellschaft verwandelt worden, die alles im Sinne seines edlen Begründers weiterzuführen beschlossen hat. Gleichwohl fühlen die Angestellten nicht mehr wie einst die gütige Hand, die über ihnen waltete. Manche Beschränkungen und Bedingungen lassen die vielgerühmten Vorteile nicht mehr so glänzend erscheinen. Dennoch ist die Organisation gegenüber vielen andern derartigen Pariser Häusern vorzüglich, und Tausende harren auf eine freigeordnete Stelle in diesem Establishment.

Auch Berlin, Wien, Hamburg, Leipzig, Breslau, München und viele andre Städte besitzen heute zahlreiche ähnliche ungeheure Modenarenhäuser, in denen das Publikum teils seine Kauflust, teils nur seine Neugierde befriedigt, um durch persönliche Betrachtungen zu erfahren, was es Neues und Neues an kaufbaren Artikeln der ganzen Welt giebt.

In dem geräumigen, elegant ausgestatteten Lesealon eines solchen Pariser Kaufhauses wird das Publikum täglich, gegen drei Uhr nachmittags, in verbindlicher Weise aufgefordert, die innere Einrichtung des Hauses zu besichtigen. Dieser Rundgang, der etwa fünfzig Minuten in Anspruch nimmt, ist recht interessant. Man erhält einen Begriff von der Ausdehnung des Establishments und von den praktischen und sanitären Einrichtungen, die nötig sind, um einer solchen Menge von Angestellten bei trefflichster Raumausnutzung eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es sind etwa 4800 Personen zu beköstigen, und der größeren Hälfte davon wird auch Wohnung gewährt.

Nach kurzem Aufenthalt in dem geräumigen Lichtsaal, der zur Wahl von Soireetoiletten bestimmt ist, kommen wir in die obersten Räume des Gebäudes, in denen sich die Speisesäle, Küchen und Vorratskammern befinden. In der Küche wird alles durch ein Dampfsystem gekocht. In gewaltigen, leuchtenden Kesseln brodeln die Suppen und Gemüße; wir schreiten an ganzen Fässern voll Hammelkeulen, an ganzen Bergen von Kartoffeln vorbei. Von den neun Kesseln kann ein jeder 800 Liter enthalten; ein Röstofen gestattet das Braten von 300 Beefsteaks oder Roteletten zugleich; eine Spezialvorrichtung für die in Paris so beliebten pommes de terre frites (Bratkartoffeln) läßt 600 Kilo auf einmal rösten. Ferner sind Vorrichtungen zum Eierkochen, Wärmapparate u. s. w. da. An diese Küche schließt sich noch eine Kaffeeküche an, in der innerhalb vierzig Minuten 300 Liter bereitet werden können. 19 000 Kilo Brot werden an einem Tage in einem solchen Riesengeschäfte konsumiert, und zur Herstellung von Omeletten verwendet man 10 000 Eier. Unermüdlich wird an den Schantischen Bier und Wein in halbe Liter-Flaschen gefüllt —



3. Fünf-Uhr-Theetoiletten. 4.

jeder männliche Angestellte hat Anrecht auf eine solche Flasche für jede Mahlzeit. Die Damen dürfen sich nach Belieben aus Karaffen bedienen. Die Mahlzeiten beginnen von 7 1/2 Uhr morgens ab immer in drei Abteilungen, sodas stets zwei Drittel des Personals in dem Geschäft verbleiben. Suppe, Milchkafee oder Schokolade bilden das erste Frühstück. Das Dejeuner von 11 bis 1 Uhr besteht in einem Fleischgericht nach Wahl, einer Schüssel Gemüse (bekanntlich serviert man in Frankreich Fleisch und Gemüse getrennt) und Nachtisch. Zum Diner — 5 bis 8 Uhr — kommt eine Suppe und das ganze Jahr hindurch Salat. Die Beköstigung ist für alle Angestellten gleich.

Die Besten in den Speisesälen sind allerdings sehr primitiv, die Wäsche wird hier reichlich gespart, wie die gänzliche Abwesenheit von Tischtüchern zeigt. Es gibt drei große Speisesäle; der eine ist für die männlichen Angestellten, der zweite für die weiblichen und ein dritter für die Kutscher, Boten und Aufwärter bestimmt. Die Wände der Längsseiten zeigen Fenster an Fenster und nach jeder Mahlzeit wird gelüftet. Dennoch muß der Aufenthalt wenig angenehm sein — trotz der eben vollzogenen Lüftung spüren wir unerträgliche Küchenlüfte. Man denke sich nun den Raum fünfzig Minuten hindurch — so lange Zeit wird für eine größere Mahlzeit gewährt — mit dreihundert Personen gefüllt! Scherzend bemerkt der führende Beamte, daß im Speisesaale der Herren stets größte Stille

kleines Zimmer an das andre. Die peinlichste Sauberkeit herrscht darin, und Vasen, Blumen und Bilder, Versuche zur Ausschmückung dieses primitiven Heims kennzeichnen so recht den häuslichen Sinn der Französinen. Ein großer Saal mit Piano steht zur allgemeinen Verfügung, und oft werden dort kleine Reunions veranstaltet. Die Hausordnung ist sehr streng — größte Sauberkeit wird gefordert. Um elf Uhr muß jede Demoiselle zu Haus sein, sobald sie nicht einen begründeten Urlaub erhalten hat.

Hält aber der Bon marché, was sein Name verspricht? Ist er wirklich „Bon marché“, d. h. sehr billig? Keineswegs! Jedenfalls nicht billiger als die andern magasins de nouveautés zu Paris, der Louvre, Printemps u. s. w. Und durchaus nicht billiger als die ähnlichen großen deutschen Geschäfte in Berlin, in Wien u. s. w., die überdies die gleichen Wohlfahrts-Einrichtungen zu Gunsten ihrer Angestellten in Angriff genommen haben. Die Zeit, da die Katalogübersehung des Bon marché noch eine gewisse Wirkung auf deutsche Hausfrauen übte, ist längst vorüber. Man weiß jetzt auch allerorts in Deutschland, daß man garnicht nötig hat, ins Ausland zu gehen, um reell und solid und zugleich geschmackvoll einzukaufen.
Anna Brunnemann.

Hutmode in der Zeit der Romantik.

Dierzu zwei Illustrationen.

Nachdruck verboten.

Fast ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen über die beiden Bilder, die diesen Zeilen zu Grunde liegen. Sie stammen aus Paris und sind trefflich auf Stein gezeichnet. Gerade in der französischen Hauptstadt hatte man die von Alois Senefelder erfundene Kunst, Kalkschieferplatten mit Kreidezeichnungen auf Papier abzubilden, zu hoher Vollendung gebracht. Doch nicht von der künstlerischen Ausführung der Bilder soll die Rede sein, sondern von den Gegenständen, die sie darstellen.

Zwei Frauenbildnisse sind es, auffällig durch ihre Physiognomien, ihre Kleidertracht und vor allem durch ihre Hüte. Je nun, die Physiognomien, wird mancher sagen, sind doch denen unserer heutigen Modejournale sehr ähnlich. Und doch sind sie gerade dadurch charakteristisch, daß sie grundverschieden sind von den heutigen Physiognomien. Man vergleiche nur: in den heutigen wird man den stark ausgeprägten sanften, geradezu sentimentalen Ausdruck, wie er den Bügen der beiden alten Bildnisse eigenümlich ist, nicht finden.

Was aus diesen Köpfen spricht, ist der Geist der Romantik, der für die Befreiung und Beglückung der Völker, für kirchlichen Weihrauch und Pomp, für epikuräische Genußsucht, für gesellige Freuden und Weinscherz, für Liebeslust und Leid in seltsamem Gemisch schwärmte und bei alledem von einer elegischen Grundstimmung durchsetzt war, die auch in eine zart besaitete Lyrik ausströmte.

Die Herren, die da schrieben, wußten nicht so recht, was sie eigentlich wollten, und das Publikum wußte es auch nicht. Die meisten Wortführer hatten in ihren Anschauungen und Prinzipien die seltsamsten Wandlungen erlebt. Gemeinhin war man ein bißchen Royalist, Bonapartist, Republikaner und Volksmann, schwor auf irgend welchen Freigeist und wanderte trotz alledem in die Kirche. Man vergötterte den liederreichen Béranger, den Volksdichter, erbaute sich an den Elegien und Idyllen Brizeux, schwärmte für die Lyrik Viktor Hugos und die bewundernswerten Verse Alfred de Mussets, pries Robert de La Moignon, mit dessen religiösem Demokratismus in unsern Tagen die urchristlichen Ideen Tolstois so große Verwandtschaft zeigen, vertiefte sich in die Romane des geistvollen Balzac, des besten Schilderers der damaligen Gesellschaft und des feinsten Kenners weiblicher Herzen, huldigte auch dem Genie der Sand, die so gewaltig

in ihren Romanen für die gesellschaftliche Berechtigung der Frauen eintrat, und verschlang bei alledem mit heißer Gier die literarischen Romane Eugène Sues und Paul de Kocks.

Ein Sehnen und Ringen ging durch die Zeit, ein sonderbarer Zwiepsalt zwischen Altem und Neuem, nicht unähnlich der Bewegung in unsern Tagen, nur mit dem Unterschiede, daß heute das Ziel den Massen und ihren Führern wohl klarer vor Augen schwebt. Wo diese Klarheit fehlt und nur der dunkle Drang waltet, wo die Empfindung und nicht die klare Erkenntnis herrscht, stellt sich meist Sentimentalität ein. Es ist, als ob es die Menschen durchzitterte wie eine Klage, daß ihr Sehnen nach allem Hohen und Schönen nicht erfüllt werde.

Diese Sentimentalität giebt sich in der romantischen Musik und Kunst nicht minder wie in der Litteratur zu erkennen, und selbst die Modebilder jener Tage verleugnen diesen sentimentalischen Zug nicht. So schauen auch, das Haupt wie in stiller, sinnender Wehmut zur Seite geneigt, die beiden Schönen in unsern Bildern sehnsuchtsvoll in die Weite. Geradezu typisch sind sie in ihrem Ausdruck und in ihrer Kopfhaltung für alle die Bildnisse, die der Modezeichner damals geschaffen hat.

Aber zurück in jene Tage versetzen nicht nur die Büge der beiden Damen, sondern auch die Hüte, die sie tragen. Die Wahl der Kopfbedeckungen ist ja in dem wandlungsreichen Europa von jeher abhängig gemacht worden von politischen oder sonstigen auffälligen Ereignissen. Wir sehen auf dem Haupt der einen Dame eine Art Schuttenhut. Er stammt aus dem gut bürgerlichen Holland, wo von den Weynbeers und ihren Frauen als oberste Tugend das Füllen der Käffen mit blinkenden Goldstücken und der Schränke mit schneeweißem Gebild geschätzt wird. Als in Frankreich 1830 anstelle des durch die Julirevolution vertriebenen Karl X. der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, den Thron bestieg und den Bürgerkönig spielte, wurden die gut bürgerlichen Schuttenhüte ganz besonders beliebt. Einfachheit predigte ja der Bürgerkönig, indem er und seine Familie nach Möglichkeit mit gutem Beispiele vorangingen.

Freilich, auf die damalige Lebewelt machte diese Einfachheit nur geringen Eindruck, huldigte sie doch dem Grundsatze: après nous le déluge. Nur in allen sittlichen Kreisen folgte man dem Beispiel der königlichen Familie. Der Schuttenhut hielt sich in mehr oder minder freien Varianten bis über das

Jahr 1848 hinaus, da der Bürgerkönig flüchten mußte, ja sogar noch bis in die erste Hälfte der fünfziger Jahre hinein. Dieser letzten Zeit gehört auch der Hut unserer ersten Dame an.

Das Schmücken des Hutes hinten mit vielfach gefaltetem Bande und einem hochstehenden Bouquet aus zwei oder drei locker zusammengefügteten Straußfedern war eine Weile sehr modern. Als Straußfedern, in deren Verarbeitung Paris ja stets ausgezeichnetes geleistet hat, wurden nur solche genommen, die von dem wilden nordafrikanischen Wüstenvogel stammen, weil dessen Gefieder das beste ist. Auch in unsern Tagen giebt man den Federn des wilden Straußes gegenüber jenen des gezüchteten Kapstraußes immer noch und mit Recht den Vorzug.

Daß nun die Schutten nur mit Federn getragen wurden, soll nicht behauptet werden — im Gegenteil, es gab Perioden, in denen man die Federn verwarf und nur auf Blumen schwor. Auch ist die Schute nicht Alleinherrscherin gewesen, vielmehr tauchten in jeder Saison eine Anzahl neuer Formen auf. Neben dem „Bibi“, den mit Vorliebe die sehr einfache Königin Marie Amélie, die Gemahlin des Bürgerkönigs, getragen, huldigten die Modedamen vorzugsweise Hüten, deren Verfertiger ihre Anregungen von den Brettern, die die Welt bedeuten, geholt und demgemäß den Hüten auch pompöse Namen gegeben hatten. In dem Hut der zweiten Dame bietet sich solche frei erfundene Form dar, und zwar ohne



Pariser Schuttenhut aus dem Jahre 1850.

herrsche, indes „les demoiselles“ diese willkommene Stunde benötigen, um sich alle ihre kleinen Angelegenheiten zu erzählen. Die armen, kleinen Französinen sind aber auch den ganzen Tag über bei strengster Strafe zum Schweigen angewiesen, und sie plaudern doch so gern. Ein Vergnügen ist es gerade nicht, z. B. demoiselle du Bon marché zu sein — es ist dort den weiblichen Angestellten bedauerlicherweise noch streng untersagt, sich auch nur eine Minute zu setzen. Man denke sich die Anstrengung: von früh acht Uhr bis abends acht Uhr in diesem Menschengewühl stehen, in diesem Dunst von Parfüms, Warenfasern und Straßenstaub — ganze Vorratskammern von Bazillen und Mikroben! Dazu dienen ohrenbetäubenden Lärm der ewig flutenden Menschenmenge! Man denke sich dieses Los das ganze Jahr hindurch — auch während der Juli- und Augusttage, wo man es kaum eine halbe Stunde dort auszuhalten glaubt, und als einzige Erholung fünfzig Minuten Essenspause in einem überfüllten Speisesaal unterm Dach! Ja, es ist oft schwer, sein Brot zu verdienen! Dennoch bewerben sich unzählige Damen um eine Stelle im Bon marché und fügen sich dem strengen Reglement, das die geringsten Verstöße sofort mit Entlassung bedroht. Ein Beweis, daß diese Existenz in der Riesenstadt noch eine verhältnismäßig günstige ist.

In den Expeditionsräumen aller dieser großen Warenhäuser ist jedem Departement, sowie dem Auslande eine eigene Abteilung gewidmet. Auf ingenieure Weise werden die Gebäude von oben herab erleuchtet durch ungeheure Glaskonstruktionen, die aus einer doppelten Lage von durchsichtigen und undurchsichtigem Glase bestehen. Dann geht es eine nicht enden wollende Tufenreihe abwärts bis zum Erdgeschoß und quer über eine kleine Straße zu einer Dependance, in der sich die Stallungen befinden. Sie sind nicht nur hoch und luftig, sondern sogar luxuriös ausgestattet, sodas man versucht ist anzurufen: „Aber die Pferde haben es hier weit besser als die Menschen!“ Freilich sind die stattlichen, wohlgenährten Pferde auch schwerer zu erlesen als die „petits commis“ oder die „jeunes demoiselles“. An die Stallungen reihen sich dann die Nischen mit den vielen schmucken Wagen, die zur Ablieferung der Waren bestimmt sind.

In einer andern Dependance wohnen die Damen, die kein Heim in Paris haben. Rechts und links von einem langen Korridor reiht sich ein helles, für Paris nicht allzu-



Theaterhut aus der Zeit Ludwig Philipps.

jeden Feder schmuck, hingegen mit reich angeordnetem Aufputz aus Seidenband, Füll und Spitzen.

Am 2. Dezember 1852 erstand das zweite Kaiserreich. Die Franzosen waren glücklich, man wußte, daß der Staatsstreich vom 2. Dezember Frankreich und die Gesellschaft „gerettet“ habe, wenigstens dichtete der ungemein schnell begeisterungsfähige Viktor Hugo:

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canoné,
La France est mitraillée, escroquée et sauvée.“

Nach dem Staatsstreich begann von neuem die Periode des Luxus und einer wahrhaft cynischen Leichtgläubigkeit. Die Mode geriet geradezu in ein Fieber, das noch zunahm, als die Spanierin Eugenie von Montijo Kaiserin wurde.

Man verbindet auf dem Gebiete der Mode mit der Kaiserin Eugenie gewöhnlich die Einführung der Krinoline, just so, wie man der Katharina und Maria von Medici die „Vertugadins“ und der Marie Antoinette den Reifrock zuweist. Aber nicht minder fördernd ist der Einfluß der Kaiserin für andre Modeerscheinungen gewesen, und insbesondere für die Hüte. Der geschlossene, das Gesicht stark verbreiternde Damenhut, der Jahrzehnte hindurch in unzähligen Varianten geherrscht, räumte dem offenen Hute, der das Gesicht länger erscheinen läßt, das Feld; etwa um 1860 tauchte er auf, um alsbald sehr begehrt zu werden. Eifrig strebte die Mode dahin, ihn kleiner zu machen, sodas er schließlich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in Bezug auf Größe den Jockeymützen und den Cerebis der Studenten gleichkam. Je kleiner, um so kostbarer und teurer — das war die Parole.

Die Zeit der Schüchternheit und Zurückhaltung hatte ausgelebt, ein neues Geschlecht war erstanden, das emanzipationslustig war und freier, ungenierter auftrat. Der geschlossene Hut entsprach diesem neuen Geiste nicht mehr, wohl aber der offene Hut, der nichts verbarg, ein flottes und gar herausforderndes Aussehen gab und der gesamten Erscheinung einen Zug von Bestimmtheit und Selbstständigkeit verlieh.

Daß mit der Aufnahme dieses offenen Hutes auch eine tief greifende Aenderung der Frisur verbunden war, muß als selbstverständlich erscheinen. So spiegelt sich auch in Hut und Haartracht der Geist und das Wesen des zweiten Kaiserreiches vortrefflich wieder.

A. v. Hardenstein.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Miß Frances Graham French, die bekannte amerikanische Frauenführerin, hat ihre Bildung in Europa erhalten.



Frances Graham French.

Weltausstellung 1893 nach Chicago geschickt, um den offiziellen Bericht über das Unterrichtsweien der dort vertretenen Länder zu verfassen.

— Der kaufmännische und gewerbliche Hilfsverein für weibliche Angestellte in Berlin hat nach seinem letzten Jahresbericht i. J. 1896 1417 Gehilfinnen und 209 weiblichen Lehrlingen Stellen nachgewiesen.

— An der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin studiert z. B. eine junge Dame, Fräulein Margarete Müller, Besitzerin eines Gutes in Westpreußen, dessen Bewirtschaftung sie selber übernehmen wird.

— Weibliche Fabrikinspektoren werden demnächst im Großherzogtum Hessen auf dem Wege der Gesetzgebung angeordnet werden.

— Fräulein Gertrud Gordon aus Lyl in Ostpreußen ist an der Pariser école de médecine zum Doktor promoviert worden, nachdem sie alle Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hat.

— Fräulein Johanna Dittrich, die in Zürich das juristische Doktordiplom summa cum laude erworben, hat sich in Friedberg am Queis als Rechtsanwältin niedergelassen.

— Zur Errichtung eines Wohnhauses für Studentinnen des neuen medizinischen Fraueninstituts in Petersburg hat der Zar die Summe von 65 000 Rubel bewilligt.

— Miß Brodie hat an der medizinischen Schule zu Edinburgh einen ersten Preis erhalten. An derselben Hochschule studiert zur Zeit eine junge Indianerin, Miß Datt, Medizin.

— Eine junge Indianerin, Miß S. Lingh, hat unlängst in New-York die medizinische Doktorprüfung bestanden. Eine andre junge Indianerin, Tochter eines Pawnee-Häuptlings, Miß Phoebe Wood, hat dort, ebenso wie vor kurzem zwei Indianerinnen vom Stamme der Ottawas, einen Kurzus für Krankenpflege erfolgreich absolviert.

— Neu-Süd-Wales hat in Miß Annie Duncan, die vorher in der Londoner Sanitätsinspektion thätig war, vor kurzem seinen ersten weiblichen Fabrikinspektor erhalten.

— Totenschau. In Kennington (London) starb die beliebte amerikanische Dichterin und Jugendschriftstellerin Miß Jane J. G. Wood. In ihrer Villa am Thuner See die Gemahlin des österreich-ungarischen Gesandten in Bern, Gräfin Magdalene Kuffstein, geb. Krüger, ehemaliges beliebtes Mitglied des Corps de Ballet an der königlichen Oper zu Berlin.

Bücherschau.

„Die Augen der Erinnerung und Anderes.“ Von Heinrich Seidel. Leipzig, M. G. Liebeskind. Geb. 4 M. — Mit behaglicher Anspruchslosigkeit plaudert der beliebte Erzähler in dem Goldschnittbüchlein, das der Verleger lururios ausgestattet hat, allerlei Erlebtes und Erdachtes in Versen und Prosa.

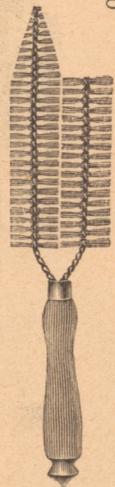
„In Licht und Sonne.“ Von R. v. Seydlitz. Berlin, F. Fontane u. Co. 5 M. — Eine Novellenkammer, deren Hintergrund lichte, sonnige Landschaften bilden: die üppige Riviera, die blaue Adria und der Orient.

„Geschichte der Weltliteratur.“ Von Julius Hart. Neudamm, J. Neumann. In Lieferungen zu je 30 Pf. — Die uns vorliegende erste Lieferung dieses für weitere Volkstheorie bestimmten Werkes ist gemeinverständlich und anregend geschrieben und reich illustriert.

„Unsere Monarchie.“ Herausgegeben von Julius Laurent. Wien, Georg Czelnitski. 24 Hefte, je 1 Krone ö. W. — In dem anlässlich des im nächsten Jahr stattfindenden Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph herausgegebenen Werk werden, nach Provinzen geordnet, die Ansichten der schönsten Bauten der Hauptstädte der cisleithanischen Reichshälfte und die schönsten landschaftlichen Punkte der österreichischen Kronländer in Wort und Bild gesammelt.

„Heuba.“ Von Franz Treller. Kassel, Max Brunemann. — Die kleine Dichtung dürfte namentlich bei Freunden germanischer Vorzeit wohlwollende Aufnahme finden.

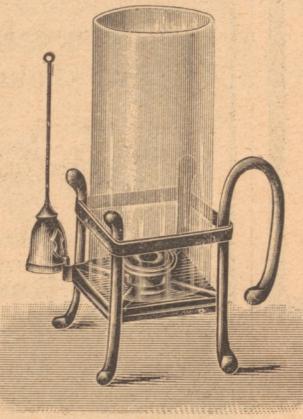
Wirtschaftsplaudereien.



Fahrradbürste.

Eine praktische Bürste zum Reinigen von Fahrrädern in neuer und sehr zweckmäßiger Konstruktion zeigt die nebenstehende Abbildung.

Ein neues Polierfisen für Schuhzeug, das hauptsächlich für Stiefel und Schuhe, die nicht gewischt werden, bestimmt ist, wird besonders denen, die die braunen Strands- und Sommerhüte tragen, willkommen sein.



Windleuchter mit Cylinder.

Unsre Abbildung zeigt einen englischen Windleuchter mit Cylinder in neuer und geschmackvoller Form. Der Leuchter hat ein vieredriges Untergestell mit Gittereinfassung und ist behufs bequemere Reinigung mit einer herausnehmbaren Lichtstülpe aus Porzellan versehen.

(Bezugquelle der drei neuen Hausgeräte: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin, SW. Leipzigerstr. 88.)

Kombinationsaufgabe.

Die nebenstehende Figur stellt sechzehn Täfelchen mit je vier Buchstaben dar. Man ordne diese Täfelchen so, daß die erste senkrechte Reihe und die acht wagerechten Reihen sämtlich bekannte Blumenamen ergeben.

Table with 4 columns and 16 rows of letters: c a e l e n g e, k a e n e n o l, g i l l l e l a, n a l l d e a n, m e n e n d o r, m i e r o n e a, o i v e v k i a, z i e m u t e n

Sononym.

Bin weiblich ich, Steigt du auf mich, Und leichter atmet du im Nu. Bin männlich ich, Steig' ich auf dich Und schnür' dir fast die Kette zu.

R. S.

Wechsellrätsel.

Eine der Städte bin ich, auf Schlesiens Karte zu finden. Meißter der Töne bin ich, wird mir verändert der Kopf.

Auflösung des Logogriffs Seite 384.

„Attila — Attila.“

Auflösung der Scherzfrage Seite 384.

Bajakt (Baj — Akt).

Auflösung der englischen Scherzfrage Seite 384.

The smallest fish.

Briefkasten.

Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten. Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet.

Frau v. G. in Riga. Der bekannte Frauenarzt Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Hermann Böhlein wohnt in Gießen; an der Berliner Univesität dozieren die Gynäkologen Prof. Dr. Oschaulen, Prof. Dr. Guffenow, Prof. Dr. Fasbender, Prof. Dr. B. Landau, Prof. Dr. A. Martin u. a.

M. K. in Fiume. Das städtische Mädchenlyceum in Graz besteht bereits über 25 Jahr. Die Anstalt zählte bei Beginn des letzten Schuljahres 173 Schülerinnen.

W. T. in G. bei Aachen. „Was den Poeten macht?“ Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszubringen.

F. H. in Breslau. Die Musterzeichnerin wird wohl am besten bezahlt; doch gehören Begabung und eine gründliche, längere Vorbildung dazu. Letztere erhalten Sie u. a. im Letzereverein zu Berlin, Königgräberstr. 90, oder im Frauenbildungsverein zu Breslau, Katharinenstr. 18.

A. N. in Amsterdam. Das gesamte Eisenbahnetz der Erde umfaßte Ende 1895 698 355 km. Davon kamen auf Amerika 369 685 km, auf Europa 249 899 km, Asien 43 279 km, Australien 22 349 km und Afrika 13 143 km. In Europa war Deutschland mit 46 413 km am höchsten beteiligt. Das Gesamtanlagekapital der Ende 1895 im Betrieb gewesenen Eisenbahnen der Erde betrug 146 782 Millionen Mark, mithin für einen Kilometer rund 210 100 Mark.

W. A. in Goeteborg. Vorteilhafte Drei-Farbenverbindungen sind z. B. Rot, Blau und Gelb; Purpurrot, Berliner Blau und Gelb; Violett, Grün und Orange; Karminrot, Grün und Gelb (oder Gold). Mit der ersten dieser dreifachen Farbkombinationen lassen sich noch Grün, Violett oder Blau, mit der letzten Berliner Blau und Violett verbinden.

L. v. A. in Kassel. Der Handchuhluxus hat in England in der That eine außerordentliche Höhe erreicht. 600 Mark jährliche Ausgaben für Handschuhe bedeuten dort für die Damen der Gesellschaft nur eine mäßige Summe. Von den feinsten Handschuhen kostet das Paar allerdings 40 Mark und mehr.

A. D. in Barmen. Farbensiede lassen sich auch aus hellen Wollstoffen am besten durch Terpentin befeuchten, das Sie in Verbindung mit warmem Wasser und Seife anwenden.

B. Sch. in Kiel. In Petroleum, das nicht ganz klar ist, thut man eine Messerspitze voll Salz und schüttelt es tüchtig durch, wobei auch die Leuchtstärke der Flamme erhöht wird. Gut ist es, auch den Docht ein wenig einzulassen.

Abonnetin in Genf. Vor dem sogenannten „Elixir Gobineau“, das als Mittel gegen Blutarmit zum Preise von 20 M. für die Flasche verkauft wird, können wir nur warnen; es gleicht einem ganz wertlosen Zuckersirup, der mit etwa 2 % Fleischertrakt veretzt ist.

A. W. in Kottbus. Die Milch wird aus Skandinavien und Dänemark meist in gefrorenem Zustande exportiert. In einer Hauptstation wird sie bei einer Wärme von 75 Grad pasteurisiert und dann bis auf 10 Grad unter Null abgekühlt. Die gefrorenen Milchklumpen können in einem hermetisch verschlossenen Faß recht gut drei Wochen lang aufbewahrt werden. Meist werden sie nach England transportiert. — Auch das amerikanische Geflügel wird nach England in gefrorenem Zustande über den Ozean geschafft und kommt so fast stets in tadellosem Zustande in London an.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Inserationspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Doppelzeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

Seidenstoffe

in allen existierenden Geweben und Farben von 90 Pf. bis 30 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen nähere Angabe des Gewüschten erbeten. Spezialhaus für Seidenstoffe und Sammete Michels & Co. Hoflieferanten Berlin Leipzigerstrasse 43.

Pensionat und Haushaltungsschule für junge Mädchen.

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.

Wiesbaden, Adelsheidstr. 3.

Gründliche Ausbildung in allen praktischen Fächern. Wissenschaftliche Fortbildung, Sprachen etc. Musik, Malen, Tanzen etc. Beste Referenzen. Ausführliche Prospekte durch die Borsheferin H. Ridder.

EUCASIN patentirt.

Bestes und billigstes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Bleichstichtige, Lungenkranke, Magenkranke, Genesende, Kinder und schwächliche Personen. Reines Milchpräparat. Nährwerth: 1 kg Eucasin mehr als 4 kg bestes Fleisch. Die Fabrik versendet eine Kostprobe Eucasin nebst Kochrezepten vom Mundkoch und Küchenmeister Sr. Majestät des Deutschen Kaisers franco gegen Einsendung von 40 Pfg. in Briefmarken. Preis per 100 gr.-Büchse Mk. 1.25.

EUCASIN-CAKES äusserst wohlchmeckend, leicht verdaulich, heben die Muskelkraft. Nährwerth höher als bestes Fleisch. 1 Packet mit 20 Stück kostet 60 Pf. Radfahrern, Ruderern und Touristen besonders zu empfehlen. Käuflich in den Apotheken, Drogen-, Colonialwaaren- und Delicatess-Handlungen, Conditoreien. Majert & Ebers, Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, Grünau-Berlin.

ODONTA ZAHN-WASSER zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne. WOLFF & SOHN Hoflieferanten Karlsruhe Filiale Wien Körnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwei höchste Auszeichnungen, u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1855 u. Nürnberg 1894).

Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, staatl. beauftragte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt für Zubehörfabrik, Fertigung etc. Ausführlicher Prospekt gratis. (Abt. Ottbr. a. c. in der Viehe 7.)

Das beste u. berühmteste Toilettpuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

MAIZENA

Alleinige Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, V. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrungsmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

Garantirt solide Seidenstoffe jeder Art, Sammete, Plüschs und Velvets liefern an Private von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Grefeld. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewüschten.

Es giebt kein Fahrrad

das auf Grund seiner Qualität und seiner gleichzeitigen Eigenschaften Leichtester Lauf, Grösste Zuverlässigkeit Schönheit der Formen

wie das „Adler“ Rad



sich solcher allgemeinen Anerkennung erfreut Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt am Main.

Special-Fabrik für Fahrräder mit über 1800 Arbeitern. — Jahres-Production über 85000 Fahrräder. Filialen gleicher Firma: Berlin, Hamburg, Köln, Hannover, Kopenhagen. — Vertreter im In- und Auslande.

Gohfeine Damentudje, schriftlich empfohlen durch Frau Baronin von M. in G., Frau General von R. in G., Frau Oberst von E. in B., Frau Bürgermeister Dr. R. in B. u. f. w., prachtvolle neue Farben, verfertigt auch an Bräute, Mutter frei, Tuchfabrikant Otto Honymus in Sagan 7.

Antiquitäten, Münzen, Medaillen u. Briefmarken verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer Felix Walter, Westend bei Charlottenburg bei Berlin, Horn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Verkaufsstellen an allen bedeutenderen Orten Deutschlands.



Prof. Dr. Soxhlet's Sterilisir-Apparat für Kindermilch mit selbstthätig wirkendem Luftdruck-Verschluss.

D.R.P.-N° 57524

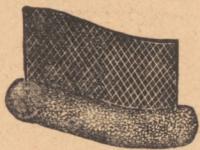
Wo nicht erhältlich wende man sich direkt an die Firma.

Nur der Original-Soxhletapparat, gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich werthlosen Nachahmungen ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

METZELER & CO., Kgl. Bayer. Hof-Gummi-Waaren-Fabrik, München. Wien VII. 2, Mariahilferstrasse 12 u. 14.



Verlangen Sie ausdrücklich Mann & Schäfer's Rundplüsch-Kleiderschutzborden, Sie machen damit nur die besten Erfahrungen.



Unsere echte Waare trägt unsern Namen, und können Sie diese nicht bekommen, dann dienen wir mit Angabe von Bezugsquellen. Fabrikanten: Mann & Schäfer, Barmen.

Nur echt mit Marke „Pfeilring“.

LANOLIN Toilette-Cream LANOLIN In den Apotheken und Drogerien. In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.



Krankenfahrräder, bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36—250 Mark die

Dresdner Kinderwagenfabrik G. E. Höfgen, Dresden N., Königsbrückerstrasse 56. Ausführliche illustrierte Kataloge auf Verlangen gratis und franco.

Guajacatin

Deutsche Reichspatente No. 87336, 87668 und 87669, dargestellt von der Firma Majert & Ebers, G. m. b. H., Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Grünau-Berlin, ist das anerkannt beste und unschädlichste Mittel bei Lungenerkrankungen wie Lungenkatarrh, Spitzeninfiltration, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht, sowie Appetitlosigkeit. Unterstützendes Mittel bei Tuberkulinbehandlung. — Kein Kreosot, kein Guajacolpräparat. — Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. Käuflich in den Apotheken in Gläsern zu Mark 3.40, Mark 6.50 und Mark 12.50. Die Firma versendet Litteratur über Guajacatin gratis und franco.

Schloss Marbach a/Bodensee Temperenz-Sanatorium vornehmen Ranges für Nerven-Alkohol- u. Morphin-Kranke. dirig. Arzt: Dr. Smith.

Crème Grollich und Grollichseife preisgekrönt.

Reizend ist „Sie!“

Und das Geheimnis? Nur Crème Grollich und Grollichseife erzeugten diesen wunderbar schönen Teint.

Grollich's preisgekrönte kosmetische Mittel sind wirklich unübertroffen in ihrer Wirkung. — Preis Mk. 2.— Haupt-Depôt in der Engeldrogerie Joh. Grollich in Brünn (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogeristen.

Unerreicht sind Löwe-Fahrräder.



Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufer. General-Vertretung: Richard Rochlitz, Berlin S., Prinzenstrasse 34.

Nur für Damen!

Tuchkleid „Diana“ 6 m doppeltbr. M. 7.80 Cheviotkleid „Melitta“ reine Wolle 6 m doppeltbreit „ 9.60 Tuchkleid „Aegir“ reine Wolle 6 m doppeltbreit „ 12.— Lodenkleid „Tourist“, waschecht u. nadelfertig, 6 m doppeltbr. „ 15.— Versand franco gegen Nachnahme. Grossartige Auswahl. Muster gratis. Alf. Walter's Alleinversand, Worms a. Rh. 11.

Leinen.

Altberühmte Steinhuder Tischzeuge, Handtücher, Halbleinen etc. direkt aus der Fabrik v. E. Schuster, Steinhude, in jedem Quantum zu wirklich billigen Preisen zu beziehen. Man vergleiche Preis und Qualität mit anderen Offerten.

Institut Rudow, Berlin W., Leipzigerstr. 13, besorgt für alle Plätze exact und discret Auskünfte und Ermittlungen jeder Art, Beobachtungen etc., sowie alle sonstigen Vertrauensangelegenheiten. Prospekte kostenfrei.

Dr. Derrnehl's Eisenpulver.

Ganz vorzügliches allgemein beliebtes Eisenpräparat, seit 31 Jahren überall bewährt. Rein Geheimmittel, nur echt mit Schutzmarke. Schachtel 1,50 Mk. Heftliche 3 Schachteln 4,25 Mk. Hauptniederlage: Apotheke zum weißen Schwan, Berlin, Spanbauerstrasse 77.

Schluss für die Inseratenannahme für den „Bazar“.

Table with 3 columns: Nr., Date, and Status. Includes entries for Oct 1, 4, 11, 18, 25, Nov 1, 8.

4. Auflage. Genaue Anleitung zur Erlernung von Frau Prof. Brunner's neuer Stopfmethode 4. Auflage.

ist in jeder Buchhandlung um den geringen Preis von 40 Pf. oder 22 kr. ö. W. erhältlich. Nach dieser Methode befestigt man die größten Löcher in Strümpfen rasch, leicht, schön und dauerhaft aus. Das Büchlein enthält 9 Abbildungen.

Commissionsverlag der Sallmayer'schen Buchhandlung, Wien I., Kärntnerstrasse 30.



Armblätters sind die Besten

EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR J. B. Kleinert Rubber Co., Hamburg

"VICTORIA" Nähmaschinen sind aus bestem Material, ein Muster der Eleganz, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit! Mit patentirten Verbesserungen! Man achte auf die Fabrikmarke! H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

Grosse Berliner Schneider-Akademie. Gründlichste Ausbildung in der Herren- und Damen-, sowie Wäschschneiderei. Kurse am 1. u. 15. jed. Monats. Prospekte gratis. Lehrbücher. Schnittmuster- und System Kuhn, früher Rothes Schloss, jetzt Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.

Technikum Mittweida. — Königreich Sachsen. — Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde. Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Blooker's holländ. CACAO unbedingt der feinste. Includes illustration of a Blooker's Cacao tin.